

Hochschule Luzern Das Magazin

JUNI 2015

PSYCHE
Design hilft heilen

INTERVIEW
Abt Urban Federer
über Social Media
und den Wert einer
Vision

ENERGIE SPAREN
Neues Flaggschiff
für den Vier-
waldstättersee

HINWENDUNG ZUM UNBEKANNTEN

Fremde und Freunde



Lucerne University of
Applied Sciences and Arts

HOCHSCHULE LUZERN

FH Zentralschweiz

Machen Sie Ihren Weg



Entdeckungsfreudig?

Machen Sie eine Weiterbildung. www.hslu.ch/entdeckungsfreudig

Architektur
Banking, Finance und Controlling
Design, Kunst, Musik, Kultur
Gebäudetechnik und Bautechnik
Informatik und Wirtschaftsinformatik

Kommunikation und Marketing
Management
Prävention und Gesundheitsmanagement
Recht und Wirtschaftskriminalistik
Sozialarbeit

Sozialmanagement und Sozialpolitik
Stadt- und Regionalentwicklung
Technik und Engineering
Tourismus und Mobilität

Inhalt

04 SPEKTRUM

News und Namen

31 PLÄDOYER

**Baustellen: Lernen und Lehren
im Wandel**

32 ENERGIEEFFIZIENZ

**«Ein Schiff ist eigentlich
ein Haus»**

36 CAMERA ARTS

**Von Erinnerungen, Utopien
und der Finsternis**

38 PRÄVENTION

Langfristig leistungsfähig

40 REKONVALESCENZ

Design für die Psyche

43 STOCKWERKEIGENTUM

**«Viele denken nur an die
eigene Wohnung»**

44 ERNEUERBARE ENERGIEN

Schön viel Strom produzieren



46 AGENDA

49 MEDIENECHO

50 ABSOLVENT

DOSSIER:

FREMDE UND FREUNDE



10 GASTFREUNDSCHAFT

**Die Kunst, Fremde wie
Freunde zu empfangen**

14 INTEGRATION

**Damit die Schweiz
ein Zuhause wird**

16 WERKSCHAU

**Freundliche Übernahme
in der Ausserschwyz**

18 FESTIVAL ALPENTÖNE

**Gefiedelt und gezupft –
Volksmusik
wird international**

20 STUDENTENWOHNHEIM

Nachbarschaft auf Zeit

22 MASCHINENENTWICKLUNG

**Brückenschlag zwischen
zwei Disziplinen**

25 UMFRAGE

**Welche Fremdsprache lernen
Sie und warum?**

26 INFOGRAFIK

Du gefällst mir

28 INTERVIEW: ABT URBAN FEDERER

**«Je mehr wir bei uns sind, desto
besser vertragen wir andere»**

Titelillustration: Lina Müller schloss 2006 das Diplomstudium an der Hochschule Luzern im Fachbereich Illustration ab. Sie lebt und arbeitet als freischaffende Illustratorin in Altdorf und Luzern. www.linamueller.com



Wertvolle Stütze: Durch Hilfe bei Hausarbeiten können ältere Personen länger zu Hause wohnen.

Unterstützung in der Haushaltsführung ist wichtig

Die meisten älteren Menschen möchten so lange wie möglich zu Hause leben. Auch die Gesundheitspolitik verfolgt mit dem Grundsatz «ambulant vor stationär» das Ziel, teure stationäre Aufenthalte so lange wie möglich hinauszuzögern. Damit das klappt, sind ältere Menschen nicht nur auf Pflegeleistungen in den eigenen vier Wänden angewiesen, sondern oftmals auch auf Hilfe bei der Haushaltsführung, etwa beim Kochen, Wäschewaschen, Einkaufen oder Staubsaugen.

Diese Dienstleistungen bieten unter anderem öffentlich-rechtliche und private Spitexorganisationen an. Eine

Studie der Departemente Wirtschaft und Soziale Arbeit der Hochschule Luzern zeigt nun, dass diese Form der Unterstützung bei der Umsetzung des Grundsatzes «ambulant vor stationär» oft unterschätzt wird.

Das Forschungsteam macht zudem deutlich, dass hauswirtschaftliche Leistungen alleine oder in Kombination mit der Pflege massgeblich dazu beitragen, bei Klientinnen und Klienten frühzeitig gesundheitliche und soziale Probleme zu erkennen und geeignete präventive Massnahmen ergreifen zu können.

www.hslu.ch/hauswirtschaft

1'089

Stellplätze für
Velos

gibt es an der Hochschule Luzern. Studierende und Mitarbeitende, die mit dem Auto kommen, müssen sich 393 Parkplätze teilen.

Das Departement Technik & Architektur stockte die Parkfläche für Velos kürzlich auf: Hier haben neu 365 Drahtesel Platz.

Lukas Tanner Bringt brisante Informatikthemen auf den Punkt

Informatikstudierende mit «Sendungsbewusstsein» können ihr Thema bei Radio 3Fach einem breiteren Publikum näherbringen. Die «Freizeit-Moderatoren» berichten über neue Softwareentwicklungen, Apps oder Umwälzungen im Cyberspace. Lukas Tanner (35) aus Olten legt den Finger auf einen wunden Punkt. Seine Themen: der gläserne Bürger, die Privatsphäre im Netz und die Sicherheit auf Datenhighways. «Informatik durchdringt unser tägliches Leben, deshalb möchte ich über Dinge sprechen, die uns alle betreffen», sagt er. Beim Moderieren und Aufnehmen der Sendungen helfen ihm seine Erfahrungen in Theatergruppen. «Im Studio sehe ich das Publikum zwar nicht, vergesse aber auch nicht, dass es da ist und ich deutlich artikulieren muss.» In seinem nächsten Beitrag geht es um die Netzneutralität. «Das Internet, wie wir es kennen, ist in Gefahr», so Lukas Tanner. Gewisse grosse Internetdienstanbieter wollen bestimmte Daten langsamer als andere durchs Netz lassen. «Damit sind kleine und neue Anbieter benachteiligt.»

Mittwoch, 10. Juni, zwischen 19 und 20 Uhr auf Radio 3Fach. Online nachzuhören unter: www.enterpriselab.ch/students-on-air



Viele Schweizer Einwohner haben zwei oder mehr Wohnsitze



Bei den meisten «Multilokalen» ist es ein bewusst gewählter, freiwilliger Entscheid, längere Zeit an mehreren Orten zu wohnen.

Ein beträchtlicher Teil der Schweizer Wohnbevölkerung teilt das Alltagsleben auf zwei oder mehr Wohnsitze auf. Dies zeigten Befragungen im Rahmen des Forschungsprojektes «Multilokales Wohnen in der Schweiz», an dem die Hochschule Luzern mitgewirkt hat. 48 Prozent der Befragten zwischen 15 und 74 Jahren gaben an, dass sie aktuell multilokal leben (28 Prozent) oder in früheren Lebensphasen einmal so lebten (20 Prozent).

Dabei handelt es sich nicht um Übergangsphasen, die Wohnform bleibt über einen langen Zeitraum stabil. So gaben 61 Prozent der aktuell multilokal wohnenden Personen an, die Wohnform beibehalten zu wollen. Als zeitlich befristet sehen diese lediglich 31 Prozent an, darunter ins-



besondere junge Erwachsene. Für sie handelt es sich um eine Notwendigkeit, beispielsweise während einer Ausbildung. Unter den multilokal Wohnenden nutzt die grosse Mehrheit zwei Wohnsitze. Knapp

ein Viertel nutzt aber drei und fast jeder zehnte «Multilokale» vier oder mehr Wohnsitze. Sie gehören zum hochmobilen Teil der Gesellschaft und lassen sich durch typische Attribute charakterisieren: Diese Personen verfügen über ein eher höheres Einkommen sowie über durchschnittliche Reise- und vielfältige Wohnenerfahrungen. «Eine hohe Relevanz haben die multilokal Wohnenden für die Immobilienwirtschaft,

die Stadt- und Verkehrsplanung sowie die Mobilitätsdienstleister», erläutert Helmut Schad vom Departement

Wirtschaft der Hochschule Luzern. «Sie treten als Nachfrager oder Nutzer von Immobilien auf, verteilen ihren Alltagskonsum auf mehrere Wohnorte und gehören mehrheitlich zu den heavy

users» von Verkehrsmitteln.»

Ein Beitrag über das Forschungsprojekt ist im Sammelband «Mobil und doppelt sesshaft – Studien zur residenziellen Multilokalität» erschienen.

Herausgeber: Peter Weichhart und Peter A. Rumpolt, Universität Wien, 2015.

204





Kindesmisshandlungen sind zu wenig belegt.

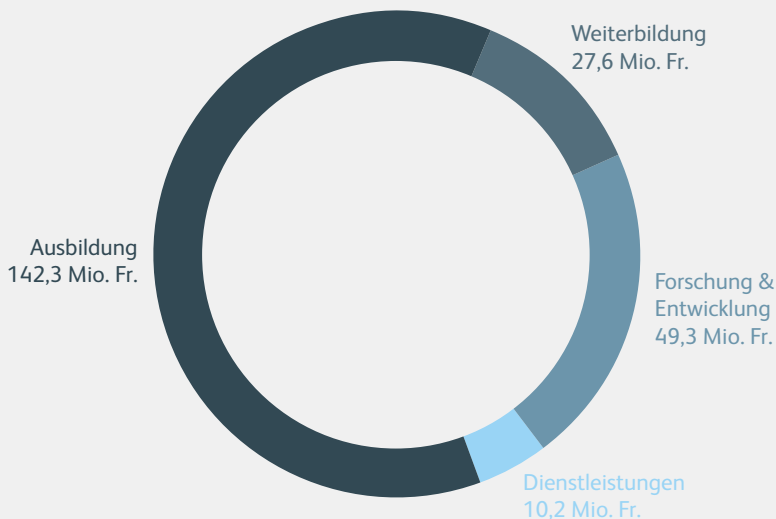
Aussagekräftige Studien zu Kindesmisshandlungen ermöglichen

In vielen Ländern ist die Misshandlung von Kindern nur lückenhaft belegt. Auch in der Schweiz fehlen verlässliche Zahlen dazu, wie viele Kinder körperlichen oder psychischen Übergriffen ausgesetzt sind oder unter Vernachlässigung leiden. Zudem gibt es kein statistisches Material, wie viele der Opfer betreut werden.

Klarheit können nur umfangreiche und konsistente Untersuchungen schaffen. Um Forschende dabei zu unterstützen, gaben das Departement Soziale

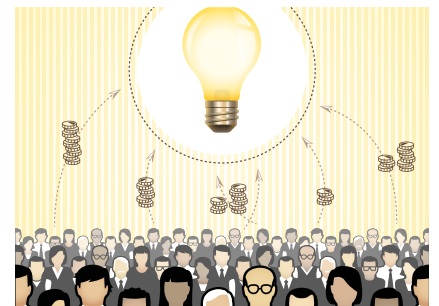
Arbeit der Hochschule Luzern, die Weltgesundheitsorganisation (WHO) und die University of New Hampshire eine Anleitung heraus. Diese beschreibt Methoden und Strategien, um nationale und regionale Studien über die Verbreitung von Kindesmisshandlung und die Betreuung von Opfern durchzuführen. Ziel ist es, dass aussagekräftige Untersuchungen in diesem Forschungsfeld vorgenommen und Wissenslücken geschlossen werden. www.who.int/violenceprevention/en

Für die Ausbildung fließt am meisten Geld



Auf rund 229 Millionen Franken beliefen sich im Jahr 2014 die Gesamtkosten der Hochschule Luzern. Der Löwenanteil entfiel mit 142 Millionen Franken auf den Bereich Ausbildung. Im Jahr 2010 waren es erst 119 Millionen Franken. An Gewicht gewonnen hat auch der Bereich Forschung: Hier stiegen die Kosten von 34 Millionen Franken (2010) auf 49 Millionen Franken. Den grössten Anteil machen jeweils die Personalkosten aus.

Crowdfunding: Erste Bank aktiv



Crowdfunding findet in der Schweiz zunehmende Resonanz. 2014 wurden 15,8 Millionen Franken durch diese alternative Form des Geldsammelns via Internet vermittelt. Gegenüber dem Vorjahr ist das eine Zunahme von 36 Prozent. Trotz dieses Wachstums macht das zweite «Crowdfunding Monitoring Schweiz» des Instituts für Finanzdienstleistungen Zug IFZ der Hochschule Luzern klar, dass der Schweizer Markt nach wie vor in den Kinderschuhen steckt. In Zukunft könnte aber Bewegung ins Spiel kommen: Im vergangenen Jahr stieg die Zahl der Marktteilnehmer erneut. Aktuell gibt es 28 Crowdfunding-Plattformen mit Schweizer Niederlassung, darunter ist mit der Basellandschaftlichen Kantonalbank die erste klassische Bank. www.hslu.ch/crowdfunding



Besticht durch Gestaltung, Konstruktion, Montage und Preis: die Installation «Raumgitter».

«Raumgitter» wird Leuchtturm von Horwer Kulturprojekt

Ende August fällt der Startschuss zum Horwer Kulturprojekt Halbinsel. Auf dem alten Gemeindehausplatz soll ein Bezugspunkt, ein «Leuchtturm», zum Projekt geschaffen werden. Dafür entwarfen Architekturstudierende der Hochschule Luzern zwölf Modelle. Eines davon wird nun während des Kulturprojekts das Dorfzentrum prägen: «Raumgitter» heisst es, entworfen von Shiyao Li und Feng Wang, Architekturstudierende der Hochschule

Luzern. «Raumgitter» überzeugte die Jury von den entworfenen Modellen am meisten», sagt Dieter Geissbühler, der das Projekt an der Hochschule Luzern leitet. Die Kriterien Gestaltung, Konstruktion, Montage und Preis seien ausschlaggebend gewesen. Die ungewöhnliche Holzkonstruktion von Shiyao Li und Feng Wang wird damit zum Wahrzeichen des Halbinsel-Kulturprojekts. Weitere Modelle: www.hslu.ch/mz1901

Sarah Auerbach Erforscht Spitalclowns



Im weissen Kittel, mit aufgesetzter roter Nase und diversen Spielsachen im Gepäck sind weltweit Clowns unterwegs, um Patientinnen und Patienten jeden Alters in Spitälern oder Heimen zu besuchen. Sarah Auerbach, wissenschaftliche Mitarbeiterin am Departement Soziale Arbeit der Hochschule Luzern, begleitete in den letzten Jahren einige Spitalclowns. Für ihre Doktorarbeit am Psychologischen Institut der Universität Zürich untersucht sie, welche Emotionen die Künstler mit ihren Interventionen bei Erwachsenen auslösen. «Sie tun erst mal das, was Clowns generell tun: Sie erheitern die Menschen», sagt Auerbach. Im Vergleich zu den Kollegen im Zirkus oder Fernsehen berühren sie ihr Publikum aber noch auf eine andere Weise. «Die Patientinnen und Patienten sind gerührt, fühlen sich privilegiert und wertgeschätzt – es entsteht ein Gefühl der Erhöhung. Die durch Spitalclowns hervorgerufenen Emotionen gehen damit weit über die übliche Fröhlichkeit hinaus.» Ob die Spassmacher nicht nur die Stimmung, sondern auch die Genesung der Patientinnen und Patienten positiv beeinflussen, ist wissenschaftlich bislang nicht erwiesen. Auerbach: «Sollte eine entsprechende Studie gestartet werden, würde ich gerne daran mitarbeiten.»

www.europeanjournalofhumour.org

Fremde und Freunde

— Von seinem indogermanischen Wortstamm abgeleitet bedeutet «Gast» so viel wie «Fremdling». Wie wir mit Fremden umgehen, ist eine zentrale Frage unserer Identität und unserer Kultur. Studien und Umfragen orten in der Schweiz ein gewisses Entwicklungspotenzial punkto Gastfreundschaft. Verordnen lässt sich eine Willkommenskultur, ein grosszügiger «Vorschuss» an freundlichem Interesse, jedoch nicht. Weil es keine klar umrissene Definition von Gastfreundschaft gibt, weil Fremde und Einheimische, Gäste und Gastgeber Individuen sind und weil bereits was wir vom anderen denken die gesamte Interaktion beeinflusst.

Auch die Einsicht, dass sich Gastfreundschaft wie im Tourismus in klingende Münze umsetzen lässt, bietet keine Gewähr, dass sie auch erfolgreich praktiziert wird. Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler der Hochschule Luzern haben sich dem Phänomen genähert und untersucht, welche Facetten Gastfreundschaft haben kann und auf welchem Nährboden sie besonders gut gedeiht (S. 10). Eine Erkenntnis: Um Gäste freundlich zu empfangen, muss man sich in seiner eigenen Haut und in seinem Umfeld, in seinem Dorf oder seiner Stadt wohl fühlen. Oder wie es Urban Federer, der Abt von Einsiedeln, in seinem Interview (S. 28) ausdrückt: «Je mehr wir bei uns sind, desto besser ertragen wir andere.»

Sigrid Cariola, Chefredaktorin



Die Kunst, Fremde wie Freunde zu empfangen

2015 ist in der Zentralschweiz das Jahr der Gastfreundschaft. Die Hochschule Luzern untersucht, wie es um die hiesigen Gastgeberqualitäten bestellt ist, und unterstützt Tourismusbetriebe dabei, sich zu verbessern.



Die Schweizer Gastfreundschaft ist besser als ihr Ruf. Im Bild: Ein Gästebegleiter der Stanserhorn-Bahn, die ihre Mitarbeitenden bewusst im Umgang mit Gästen schult.

Ein Mann steht an der Kasse des Filmtheaters. Er will ein Ticket für den 3-D-animierten Film über Dinosaurier kaufen. «Werden Originalaufnahmen gezeigt?», fragt er die Kassiererin. Verdutzt schaut diese ihn an. «Ja», antwortet sie schliesslich mit einem Lächeln, «aber nur in Schwarzweiss.» Da bemerkt der Mann seinen Lapsus, lacht und kauft das Ticket. Von dieser Begegnung haben viele Mitarbeitende des Verkehrshauses der Schweiz in Luzern schon einmal gehört, obwohl sie mehrere Jahre zurückliegt. «Gastfreundschaft hat viele Facetten», sagt Tobias von Wartburg, «es kann auch bedeuten, un-

«Unsere Gäste stehen im Mittelpunkt. Das darf im Alltag nicht vergessen gehen.»

Tobias von Wartburg, Verkehrshaus der Schweiz

sere Gäste zu verblüffen.» Er ist Beauftragter für Gastfreundschaft im Verkehrshaus und erarbeitete mit der Geschäftsleitung Massnahmen, um die Mitarbeitenden hinsichtlich Hilfsbereitschaft, Freundlichkeit und Herzlichkeit zu sensibilisieren und zu schulen. «Unsere Gäste stehen im

Mittelpunkt. Das darf im Alltag nicht vergessen gehen.» Es ist kein Zufall, dass das Verkehrshaus just dieses Jahr Anstrengungen unternimmt, sich die Bedürfnisse der Besucherinnen und Besucher in Erinnerung zu rufen: Mit dem Gästival (siehe Box S. 13) feiern die Kantone rund um den Vierwaldstättersee heuer «200 Jahre Gastfreundschaft».

Drei Departemente beteiligt Für seine interne Kampagne holte sich das Verkehrshaus Unterstützung bei der Hochschule Luzern. Das Institut für Tourismuswirtschaft ITW bietet seit kurzem Workshops

zu Gastfreundschaft an. Die Workshops sind Teil eines von der Kommission für Technologie und Innovation (KTI) des Bundes geförderten Forschungsprojekts, an dem drei Departemente der Hochschule Luzern mitwirken: Wirtschaft, Soziale Arbeit und Design & Kunst. Projektpartner sind die fünf kantonalen Tourismusorganisationen von Luzern, Uri, Schwyz, Obwalden und Nidwalden sowie pro Kanton ein Tourismusunternehmen: das Verkehrshaus der Schweiz, das Seminar- und Wellnesshotel Stoos, der Brünig Park, die Stanserhorn-Bahn und die Andermatt-Sedrun Sport AG.

Zufriedene Gäste bringen Umsatz

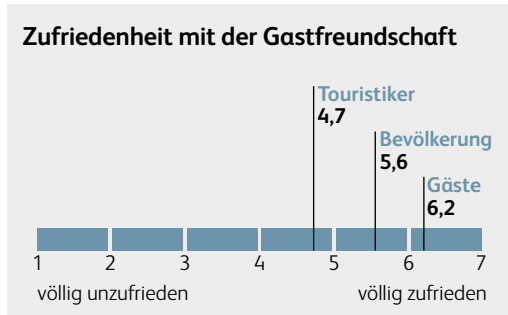
Das interdisziplinäre Projekt der Hochschule Luzern wurde im Rahmen von Gästival initiiert und soll dazu beitragen, das Bewusstsein für Gastfreundschaft zu stärken – insbesondere in touristischen Unternehmen, aber auch in der Bevölkerung. «Gastfreundschaft ist ein zentraler Wettbewerbsfaktor», sagt die Ökonomin und stellvertretende Projektleiterin Barbara Taufer. «Zufriedene Gäste sind bereit, mehr Geld auszugeben und länger zu bleiben. Sie kommen oftmals wieder und empfehlen den Ort weiter. Dies hat nicht nur positive Auswirkungen auf den Umsatz, sondern auch auf die Wertschöpfung in der Tourismusbranche.» Dass es sich lohnt, in Gastgeberqualitäten zu investieren, findet auch der weltweit tätige Werbefachmann Kevin Roberts. «Die Schweiz sollte in ihrer Tourismusstrategie voll auf Gastfreundschaft setzen. Das macht sie unabhängiger von Währungsschwankungen, denn wahre Gastfreundschaft ist unbezahlbar», sagte er am diesjährigen World Tourism Forum in Luzern. Angesichts des starken Frankens und der aktuellen Branchenprognosen des

«Die Beziehung zu den Menschen eines Landes wird für Touristen immer wichtiger.»

Barbara Taufer, Hochschule Luzern

Ranking: Bedeutung der Gastfreundschaft für den Buchungsentscheid

Aus Sicht der Gäste		Aus Sicht der Touristiker	
Rang	Faktoren	Rang	Faktoren
1	Unterkunft	1	Landschaft
2	Gastfreundschaft	2	Lokale Aktivitäten und Attraktionen
3	Landschaft	3	Preis
4	Preis	4	Unterkunft
5	Essen	5	Erreichbarkeit der Destination
6	Erreichbarkeit der Destination	6	Gastfreundschaft
7	Lokale Kultur	7	Wetter / Klima
8	Lokale Aktivitäten und Attraktionen	8	Essen
9	Wetter / Klima	9	Lokale Kultur
10	Nachhaltigkeit	10	Nachhaltigkeit



Für Touristen ist die Gastfreundschaft ein zentrales Kriterium. Sie sind mit den Gastgeberqualitäten in der Schweiz übrigens zufriedener als die Touristiker.

Forschungsinstituts BAK Basel, die von einem Rückgang der Wertschöpfung im Schweizer Beherbergungssektor ausgehen, dürfte seine Aussage für Touristiker an Bedeutung gewinnen.

Branchenkennner sind besonders kritisch Touristische Unternehmen haben eine Schlüsselfunktion, bei ihnen gilt es anzusetzen. Das zeigen Umfragen der

Hochschule Luzern: Sie liess letzten Herbst 114 Vertreterinnen und Vertreter der Tourismusbranche die Wichtigkeit der Gastfreundschaft in der Zentralschweiz und die Zufriedenheit damit beurteilen – und zwar aus Sicht der Gäste. Dieses Frühjahr beantworteten 887 Gäste, grösstenteils aus dem Inland, und 496 Personen aus der Bevölkerung die gleichen Fragen. Ziel war es, die Einschätzungen der drei Gruppen zu vergleichen.

Zum einen beurteilen die Fachpersonen die Zufriedenheit mit der Gastfreundschaft in der Zentralschweiz deutlich schlechter, als dies die Gäste selbst und die Bevölkerung tun (siehe Grafiken). «Die Leistung der Schweiz in Sachen Freundlichkeit wurde in verschiedensten Tourismusrankings immer wieder kritisiert, das hat sich wohl in den Köpfen verankert», vermutet Barbara Taufer. Hier gelte es schlicht, das Selbstvertrauen zu stärken. Zum anderen unterschätzen die Branchenvertreterinnen und -vertreter, wie wichtig der weiche Faktor «Gastfreundschaft» für Touristen bei einem Buchungsentscheid ist. «Das ist problematisch. Denn im Zuge der Globalisierung verändern sich die Gästebedürfnisse: Die Beziehung zu den Menschen eines Landes wird für Touristen immer wesentlicher. Deshalb sollten in einem Unternehmen alle Mitarbeitenden ihre Gastgeberkompetenz schulen», so Taufer.

Zur Unterstützung der Betriebe entwickelt und sammelt die Hochschule Luzern deshalb Instrumente, die diese zur Sensibilisierung und Weiterentwicklung von Gastfreundschaft einsetzen können: Dazu gehören unter anderem Workshops und ein Merkblatt der Stanserhorn-Bahn für eine positive Sprache gegenüber den Gästen. Alle Instrumente sind auf der Website www.gastfreundschaft-zentralschweiz.ch abrufbar. >

«Es zählt die Summe der positiven Eindrücke»

*Die Gastfreundschaft zu stärken, ist eine Herausforderung, sagt Tourismus-
experte Jürg Stettler von der Hochschule Luzern. Er ist aber überzeugt, dass es
sich just für touristische Betriebe mit wenig Geld lohnt, darin zu investieren.*

Die Stärkung der Gastfreundschaft soll der Tourismusbranche mehr Umsatz bringen. Ist ein Lächeln so viel wert?

Ein Lächeln allein reicht nicht. Eine Seilbahn macht auch noch keine flächendeckend gute Infrastruktur. Es ist die Summe der positiven Eindrücke, die zählt. Wenn wir nicht nur mehr Freundlichkeit an den Tag legen, sondern generell unsere Gastgeberqualitäten stärken, dann funktioniert es. Das ist aber einfacher gesagt als getan.

Wo liegen die Schwierigkeiten?

Die Grundhaltung eines Menschen hat massgeblich Einfluss darauf, wie er auf Fremde wirkt. In der Schweiz wirken wir eher verschlossen und gehen weniger direkt auf den Gast zu. Griechinnen und Österreichern gelingt es besser, dem Gast das Gefühl zu vermitteln, willkommen zu sein. Kommt hinzu, dass Herzlichkeit oder die Fähigkeit, ein Lächeln zu schenken, sehr individuelle Eigenschaften sind, die nicht wie eine Fachkompetenz geschult werden können.

Müssen wir zu Österreicherinnen und Griechen werden?

Es macht keinen Sinn, andere Länder zu kopieren. Touristen wünschen sich Echtheit. Trotzdem ist der Blick über die Grenze erwünscht, um zu sehen, was die Konkurrenz besser macht, und daraus zu lernen.

Nervt Sie der Vergleich mit Österreich?

Mich persönlich nicht. Zumal wir nicht so schlecht sind, wie es oft dargestellt wird. Das zeigt unsere Umfrage: Die Gäste sind zufrieden mit unserer Gastfreundschaft.



Jürg Stettler leitet das Institut für Tourismuswirtschaft ITW der Hochschule Luzern.

Zudem gibt es bislang keine seriöse Studie, die die Gastgeberqualitäten verschiedener Länder vergleicht. Deshalb planen wir, auch Touristen im Ausland – z.B. in Österreich – zur dortigen Gastfreundschaft zu befragen. So können die Gastgeberkompetenzen einzelner Länder miteinander verglichen werden.

Warum sind Touristiker mit der hiesigen Gastfreundschaft weniger zufrieden als die Gäste?
Mögliche Gründe sind, dass wir Schweizer generell und insbesondere die Touristiker sehr selbstkritisch sind. Zudem schneiden wir im Vergleich zu Österreich immer schlechter ab – das beeinflusst die eigene Einschätzung.

In der Tourismusbranche sind die Löhne tief. Wie kann man da noch mehr Freundlichkeit verlangen?

Der Lohn ist wichtig, aber nicht der allein entscheidende Faktor. Vielmehr sind allgemein gute Arbeitsbedingungen, Schulungen und vor allem Wertschätzung wichtig, damit Mitarbeitende gerne zur Arbeit kommen und dies die Gäste spüren lassen. Und: Ist ein Betrieb dank einer besseren Gastfreundschaft wirtschaftlich erfolgreich, kann er auch höhere Löhne zahlen.

Kann Gastfreundschaft auch Nachteile in anderen Bereichen wettmachen?

Vielfach fehlt es gerade kleineren Unternehmen an finanziellen Mitteln für umfassende Sanierungen, die Infrastruktur weist somit Mängel auf. Darüber sehen Gäste eher hinweg, wenn sie auf der persönlichen Ebene angesprochen werden und eine zuvorkommende Gastfreundlichkeit erfahren. Dafür braucht es zufriedene, gute und gut geschulte Mitarbeitende.

Was dürfen wir von unseren Gästen erwarten?

Es wäre wünschenswert, sie würden ebenfalls respektvoll und höflich auftreten. Damit eine Begegnung möglichst positiv verläuft, sind aber speziell die Gastgeber gefordert – sie verlangen Geld für ihre Dienste und sind dadurch verpflichtet, sich auf herausfordernde Situationen vorzubereiten. Sie sollten neben Fremdsprachenkenntnissen auch über interkulturelle Kompetenzen verfügen und die Wirkung von Gestik und Mimik auf Personen verschiedener Länder kennen. Das ermöglicht ihnen ein sicheres Auftreten, was wiederum der erste Schritt ist für eine positive Begegnung.

Interview: Yvonne Anliker

› Eine klassische Beziehungsgeschichte

Herausfordernd bei Schulungen und Sensibilisierungskampagnen ist, dass Gastfreundschaft nicht abschliessend definiert werden kann. Sie besteht vielmehr aus einer Vielzahl von Attributen wie Freundlichkeit, Herzlichkeit, Wertschätzung und Authentizität. Und auch diese können nicht allgemeingültig definiert werden, weil sie von kulturellen oder gar gesetzlichen Rahmenbedingungen eines Landes geprägt sind.

«Prinzipiell handelt es sich bei Gastfreundschaft um eine Beziehungsgeschichte zwischen Gast und Gastgeber mit unterschiedlichen Rollen», sagt Beatrice Durrer

«Zufriedene Gäste bleiben länger, kommen oftmals wieder und empfehlen den Ort weiter.»

Barbara Taufer, Hochschule Luzern

Eggerschwiler vom Departement Soziale Arbeit. Das machten Gruppendiskussionen in Luzern und in Engelberg mit Hoteliers, Serviceangestellten, Bahnbetreibern sowie Bewohnerinnen und Bewohnern deutlich, die im Rahmen des Forschungsprojekts stattfanden. Einerseits muss sich der Gastgeber seiner Rolle bewusst werden und sein Auftreten reflektieren. «Gastfreundschaft hat viel mit Selbstkompetenz zu tun», präzisiert Durrer Eggerschwiler. Und mit Empathie: «Die hohe Kunst ist, nicht zu pauschalisieren, sondern sich bei jedem Gast zu fragen: Was ist das für ein Mensch, der mir gegenübersteht?» So kann ein Scherz beim einen ein Schmunzeln auslösen, beim anderen Irritation. Andererseits bestimmt der Besucher, wie er behandelt wird. «Der Gast ist nur König, wenn er sich königlich benimmt» ist eine Aussage, die immer wieder geäussert wurde.»

Aus den Gruppendiskussionen resultieren zudem wichtige Erkenntnisse über



Service gut, alles gut: Gastfreundschaft entwickelt sich zu einem zentralen Wettbewerbsfaktor.

den Umgang der Bevölkerung mit Gästen: Zum einen ist die Bedeutung des Tourismus für eine Region massgeblich. Für Engelberg spielen die Reisenden aus aller Welt volkswirtschaftlich eine wichtige Rolle. «Das Bewusstsein dafür ist in der Bevölkerung gross, entsprechend freundlich tritt sie auf», sagt Durrer Eggerschwiler. Wo hingegen weniger Leute von den Gästen profitieren, stehen sie dem Tourismus kritischer gegenüber. Zum anderen zeigt sich, wie wichtig die Identifikation der Bevölkerung mit dem Tourismus in ihrer Region ist. «Um Besucher freundlich zu empfangen, muss man sich in der eigenen Stadt oder im eigenen Dorf wohl fühlen und mit der touristischen Entwicklung

«Die Kunst ist, sich bei jedem Gast zu fragen: Was ist das für ein Mensch, der mir gegenübersteht?»

Beatrice Durrer Eggerschwiler,
Hochschule Luzern

einverstanden sein», zieht sie Bilanz. «Die Konsequenz daraus: Jede Region muss für sich klären, wo sie für eine Stärkung der Gastfreundschaft in der Bevölkerung ansetzen will.»

Gelungene Beispiele weitererzählen

Diese Frage muss auch jedes touristische Unternehmen beantworten. Das Verkehrshaus setzt auf einen guten Know-how-

Transfer. «Durch regelmässige Anlässe sollen sich Mitarbeitende noch besser über die Ausstellungen und deren Besonderheiten informieren, nur so können sie das Wissen an die Besucher weitergeben», sagt Tobias von Wartburg. Besonders gelungene Begegnungen mit Gästen sollen zudem als positive Beispiele allen bekannt gemacht werden. «Wir wollen den Ehrgeiz der Mitarbeitenden wecken.» Dass diese Gelegenheit haben, im Verkehrshaus immer wieder ihre Gastgeber-

qualitäten unter Beweis zu stellen, glaubt auch ein langjähriger Mitarbeiter. «In unsere Eisenbahnhalle kommt immer mal wieder ein Tourist, der wissen will, welcher der Züge denn nun zum Bahnhof Luzern fahre.»

Yvonne Anliker

Mehr Informationen unter:

www.gastfreundschaft-zentralschweiz.ch

Gästival: Schwimmende Seerose als Herzstück

2015 wird in der Zentralschweiz die 200-jährige Tourismusgeschichte gefeiert. Für das Gästival haben sich die Kantone Luzern, Uri, Schwyz, Ob- und Nidwalden zu einem Trägerverein zusammengeschlossen, budgetiert ist ein Gesamtaufwand von rund acht Millionen Franken. Herzstück des Jubiläums ist die schwimmende Plattform auf dem Vierwaldstättersee in Form einer Seerose, die vom 29. Mai bis 4. Oktober 2015 an sechs Orten in der Innerschweiz anlegt und auf der es tagsüber sowie abends verschiedene Veranstaltungen gibt. Auch der Zentralschweizer Tourismustag der Hochschule Luzern vom 29. September findet heuer auf der Seerose statt, die dann in Vitznau stationiert ist.

www.gaestival.ch

www.hslu.ch/tourismustag

Damit die Schweiz ein Zuhause wird

Zu zweit geht vieles einfacher. Das Tandem-Projekt in Willisau motiviert Migrantinnen und Migranten, den politischen und gesellschaftlichen Alltag in ihrem Dorf aktiv mitzugestalten.



Schliessen den Kreis: Anita Dedaj (links) und Spielgruppenleiterin Nadja Birrer-Kneubühler arbeiten zusammen, wenn es mit Eltern Sprachschwierigkeiten gibt.

■ Sie kam vor 17 Jahren aus dem Kosovo in die Schweiz. Ohne Berufslehre. Ohne Deutschkenntnisse. Ohne Freunde. Anita Dedaj (37) aus Willisau. Jetzt will sie Migrantinnen und Migranten aus ihrer Heimat helfen, sich hier zurechtzufinden: «Ich möchte Verantwortung übernehmen für die Gemeinschaft, die es mir vor vielen Jahren ermöglicht hat, hier Fuss zu fassen.» Ausländische Staatsangehörige zu ermutigen, am politischen und gesellschaftlichen Leben

«Ich will Verantwortung übernehmen für die Gemeinschaft, die mir ermöglicht hat, hier Fuss zu fassen.»

Anita Dedaj, «Tandemfahrerin»

teilzunehmen, ist das Ziel von «In Willisau Tandem fahren». Eine Aktion, die die Hochschule Luzern im Rahmen ihres Projekts «Teil-haben statt Geteilt-sein»

in der Gemeinde anstiess. «Wenn Zugewanderte Aufgaben übernehmen, werden sie zu einem Teil der Gemeinde oder der Stadt, in der sie leben», sagt Projektleiterin Rebekka Ehret vom Departement Soziale Arbeit. Die Schweiz könne so das Potenzial der Migranten, die an der Urne nicht mitbestimmen dürfen, nutzen. Bei einem Ausländeranteil von 24 Prozent sind das fast zwei Millionen Menschen. Dass hier wertvolle Ressourcen brachliegen, hat Willisau erkannt.

Die Sprache als Schlüssel Konkret greift das Tandem-Projekt in der Spielgruppe der Gemeinde: Ist die Verständigung mit Eltern aufgrund sprachlicher Barrieren schwierig, ziehen die Leiterinnen erfahrene Migrantinnen und Mig-

«Wenn Zugewanderte Aufgaben übernehmen, werden sie zu einem Teil ihrer Stadt oder Gemeinde.»

Rebekka Ehret, Hochschule Luzern

ranten hinzu. Diese stehen den Neuzugängern als «Tandemfahrer» zur Seite. «Sie helfen bei der Anmeldung der fremdsprachigen Kinder und unterstützen uns am ersten Spielgruppentag», beschreibt Nadja Birrer-Kneubühler vom Spielgruppen-Leitungsteam die Aufgaben. Anita Dedaj ist seit drei Jahren als «Tandemfahrerinnen» unterwegs. «Ein Kind weinte oft, weil es nicht in der Spielgruppe bleiben wollte», erinnert sie sich. «Ich habe der Mutter den Sinn der Spielgruppe erklärt, und so konnte sie dann auch ihre Tochter beruhigen und motivieren, in der Gruppe zu bleiben.» Die Sprache sei ein Schlüssel zu den Menschen. Davon ist auch Birrer-Kneubühler überzeugt: «Eltern mit Sprachproblemen fühlen sich wohler, wenn ihnen jemand in ihrer Muttersprache erklärt, was wir machen und wie unser Alltag aussieht.» Es sei aber nicht immer einfach, «Tandemfahrerinnen» zu gewinnen, ergänzt sie. Es brauche viel Zeit und Geduld, das Vertrauen der «Neuen» zu gewinnen. In Willisau, wo das Projekt bereits ins dritte Jahr geht, gibt es einen starken Kern an «Tandemfahrerinnen». Neben Anita Dedaj beteiligen sich sechs weitere Frauen aus Thailand, der Ukraine, Eritrea und Syrien.

Aktive Bürger – auch ohne Schweizer Pass Im Kanton Luzern lancierten drei weitere Gemeinden mithilfe der Hochschule Luzern Projekte, um die politische und gesellschaftliche Partizipation

von Migrantinnen und Migranten zu fördern (siehe Box). «Es geht um aktive Bürgerschaft», sagt Rebekka Ehret von der Hochschule Luzern. Sie spricht von Empowerment, also von Ermächtigung. Man wolle den Mangel fehlender Mitsprache an der Urne kompensieren. Damit ein Projekt funktioniert, müssen verschiedene Voraussetzungen erfüllt sein – das zeigen die Erfahrungen in den Gemeinden. Die Projektleitung fasste die Erkenntnisse in einer Broschüre zusammen, die anderen Kommunen bei ähnlichen Vorhaben helfen soll.

In der Gemeinde braucht es Offenheit für neue Ideen und interkulturelle Austauschmöglichkeiten. Zentral ist ein Bekenntnis von «oben»: Der Gemeinde- oder Stadtrat muss wollen, dass sich Einheimische und Zugezogene gleichermaßen zuhause fühlen. Gleichzeitig muss das Projekt auf die Anliegen in der Bevölkerung abgestimmt sein. «Weder den Gemeinden noch der Schweizer Bevölkerung oder den Migrantinnen und Migranten wollten wir unsere Ideen überstülpen», sagt Rebekka Ehret. Vielmehr sind diese das Resultat eines intensiven Austauschs zwischen inländischen und aus-

«Eltern mit Sprachproblemen fühlen sich wohler, wenn sie in ihrer Muttersprache kommunizieren können.»

Nadja Birrer-Kneubühler,
Spielgruppe Willisau

ländischen Einwohnern, Vertretern der Gemeinde und den Sozialwissenschaftlern. «Die Projekte sind aus den Orten heraus entstanden und breit abgestützt», sagt Ehret. Deshalb glaubt sie auch nicht, dass diese mit der Zeit im Sand verlaufen werden. Auch Anita Dedaj ist vom Erfolg des Projekts überzeugt. Die Spielgruppe Willisau erwarte auf den Herbst 2015 viele «neue» Mütter mit ihren Kindern. «Ich bin bereit und werde helfen, wo ich kann.» **Angela Cadruvi**

Vom Bund unterstützt

Die Eidgenössische Kommission für Migrationsfragen (EKM) unterstützte das Projekt «Teil-haben statt Geteilt-sein» des Departements Soziale Arbeit der Hochschule Luzern im Rahmen von «Citoyenneté» finanziell. Das Programm fördert Projekte, die die Mitsprache und Mitgestaltung der Gesamtbevölkerung ermöglichen – unabhängig von der Staatsbürgerschaft.

Vier Gemeinden aus dem Kanton Luzern beteiligten sich am Projekt der Hochschule Luzern. Neben dem Tandem-Projekt in Willisau (siehe Haupttext) setzten sie folgende Ideen um:

Luzern – C-Feier: Als erste Gemeinde der Schweiz führte Luzern die C-Feier ein. Einwohnerinnen und Einwohner, die den C-Ausweis bekommen, werden zu einem Fest eingeladen. Dabei erfahren sie mehr über die neue rechtliche Situation sowie über Möglichkeiten der Mitwirkung in Sport, Kultur, Gesellschaft und Politik.

Wolhusen – Menschen VEREINen: Migrantinnen und Migranten, die bereits in der Freiwilligenarbeit aktiv sind, kennen ihre Teilnahmemöglichkeiten im Schweizer Vereinsleben. Dieses Wissen geben sie weiter an andere Migrantinnen und Migranten und schärfen so deren Bewusstsein für die gesellschaftspolitische Teilnahme.

Hochdorf – Mehrsprachige Willkommenskultur: Die Gemeinde veranstaltet für neu zugezogene Personen eine Informationsveranstaltung. Bereits länger ansässige Migrantinnen und Migranten sind dort als Schlüsselpersonen im Einsatz: Sie übersetzen und berichten von ihren eigenen Erfahrungen beim Ankommen.

Mehr zu den vier Luzerner Gemeindeprojekten auf www.hslu.ch/teilhabe



Eine Auslegungssache – die künstlerische Intervention im öffentlichen Raum von Fabio Grossi.

Freundliche Übernahme in der Ausserschwyz

Master-Studierende in «Fine Arts» gehen für ihre Abschlussarbeiten in die Ausserschwyz. Sie konfrontieren die Bevölkerung mit einem fremden Blick auf scheinbar Vertrautes und stellen es mit ihren Aktionen in Frage.

■ Wer in diesen Wochen in den Schwyzer Bezirken March und Höfe unterwegs ist, wird sich da und dort wundern. Etwa über einen Mann, der gebündelte Kartonabfälle auftrennt und säuberlich nebeneinander auslegt. Über Kunstschaffende, die die Gegend auf der Suche nach dem Schönen abwandern. Oder über einen Flyer, der dazu auffordert, sich an einer Tauschbörse mit

Asylsuchenden zu beteiligen. Es handelt sich dabei um künstlerische und vermittelnde Projekte angehender Künstlerinnen und Kunstpädagoginnen, die dieses Jahr den Master in «Fine Arts» abschliessen. «Wir verankern unsere Ausbildung mitten im gesellschaftlichen Leben», erklärt Peter Spillmann, Leiter des Majors «Art in Public Spheres» am Departement Design & Kunst. «Wir interessieren uns für Stadt-

entwicklung, für Kooperationen mit der Bevölkerung, mit der Politik oder der Verwaltung und schauen, welche Konfliktfelder es in einem bestimmten Raum gibt, und reagieren darauf.»

Für jeden Abschlussjahrgang wird ein neuer Ort bestimmt. Die Reise führt quer durch die Konkordatskantone der Hochschule Luzern. So klein und in sich vertraut die Zentralschweiz scheinen mag:

Sie ist alles andere als einheitlich. Ländliche, suburbane und urbane Welten wechseln einander ab. An einem Ort lebt man gediegen, nebenan eher bäuerlich und praktisch. Littau-Reussbühl, Zug, Sarnen oder die Luzerner Baselstrasse standen bereits im Fokus. Dieses Jahr dreht sich alles um zwei Orte im Kanton Schwyz: Lachen und Pfäffikon. «Ausserschwyz» heisst diese Region auch, die zwar zur Inner-schweiz gehört, sich aber durch ihre Lage am Ober- und Zürichsee stark nach Zürich orientiert. Sogar innerhalb dieser kleinen Region finden sich starke Kontraste. Pfäffikon wurde nach New York und Shanghai innert Kürze zu einem bedeutenden Hedge-Fonds-Zentrum, die Fluktuation bei der Wohnbevölkerung ist gross, man bewegt sich diskret und anonym. Acht Kilometer entfernt liegt Lachen. Eine ebenfalls stark wachsende Gemeinde mit einer eher älteren Bevölkerung, die weniger auf Wirtschaft denn auf Wohnen und Freizeit ausgerichtet ist. Der Slogan der Gemeinde heisst «Lachen bewegt», und Bewegung möchte man auch initiieren, zum Beispiel mit Kunst. Deshalb war die Gemeinde als Partner des Projekts «sofort dabei», erzählt Gemeindepräsident Peter Marty.

Neuer Blick auf Bekanntes Für die Orte, an denen die Studierenden mit ihren Projekten intervenieren, sieht Spillmann die «Chance, dass wir sie mit einem unvertrauten Blick konfrontieren. Wir zeigen dann im besten Fall etwas Neues.» Ein Perspektivenwechsel auch für die Studierenden, die sich mit ihnen unbekanntem Orten auseinandersetzen müssen.

Dass aus anfänglichem Befremden etwas Produktives entstehen kann, zeigt die Arbeit von Sonja Nasevska. Etwas irritiert war die aus Skopje stammende Bildhauerin nämlich von den Skulpturen, die sie an der Lachener Seepromenade vorfand: «Ich fragte mich, was die Leute mit

ihnen anfangen können. Sie schienen mir sehr unnahbar. Also nahm ich mir zum Ziel, eine Skulptur zu entwickeln, mit der die Leute interagieren können.» Sie wird aus 200 farbigen Kuben und drei riesigen Holzrahmen bestehen. «Die Menschen können mit den Kuben spielen, sie neu platzieren. So eignen sich die Menschen die Skulptur an und gestalten sie ständig neu», erklärt Nasevska.

Anfreunden und Entfremden Shlomit Avishai arbeitet ganz konkret mit dem «Fremden». Sie entwickelt gemeinsam mit Asylsuchenden eine Börse, bei der Einheimische und Fremde Dinge und Dienstleistungen untereinander tauschen. «In Pfäffikon herrscht das Geld vor, etwas, das die Asylsuchenden nicht haben. Es gibt auch kaum Projekte für sie. Die Tauschbörse soll den Asylsuchenden eine



Die Studierenden bei der Begehung von Lachen mit Gemeindepräsident Peter Marty (rechts). Unten: Fabio Grossi im Gespräch.

Beschäftigungsmöglichkeit geben und den Kontakt zu ihnen erleichtern.»

Geht es bei der Tauschbörse ums Anfreunden, handelt das Projekt von Fabio Grossi mehr vom Entfremden: Als er vor einem Jahr am Wägitalersee skizzieren wollte, fehlte ihm eine Unterlage. Er verwendete kurzerhand einen der Kartons, die darauf warteten, eingesammelt zu werden. Daraus entstand die Idee, mit Altkartons zu arbeiten, neue Auslegeordnungen zu finden und dabei auf spezifische Raumsituationen zu reagieren. «Hingehen, eingreifen und wieder weggehen, dieser Prozess interessiert mich. Und dass die Arbeit, kaum gemacht, gleich wieder verschwindet», so der angehende Lehrer für Bildnerisches Gestalten.

Ob Kunst und künstlerische Projekte neu sind oder provokant, eigensinnig oder mit anderen Kulturen verbunden – «Kunst ist primär immer etwas Fremdes. Das macht aber auch ihre Spannung aus», sagt Peter Marty. Gleichzeitig bringe Kunst Menschen zusammen: «Beim grossen Eröffnungs-event und während der Ausstellung finden Begegnungen statt, die sonst vermutlich nicht zustande kämen.» **Susanne Gmür**

Punktlandung in Schwyz

Die Abschlussausstellung des Master of Arts in Fine Arts (Art Teaching / Art in Public Spheres) mit dem Titel «Punktlandung» findet im Rahmen der Werkschau 2015 der Hochschule Luzern – Design & Kunst statt. Eröffnet wird sie am Samstag, 13. Juni, um 12.30 Uhr in Lachen (Seeplatz) und um 16.30 Uhr in Pfäffikon SZ (Zentrum Staldenbach).

www.punktlandung-ausserschwyz.ch



Mehr Bilder zum Projekt «kartonsammlig» von Fabio Grossi:
www.hslu.ch/mz1902

Gefiedelt und gezupft – Volksmusik wird international

In Irland und Finnland ist traditionelle Musik quer durch die Generationen populär. Volksmusik-Studierende aus Luzern wollen von diesen Ländern lernen und das Ergebnis vor einem breiten Publikum auf die Probe stellen.

Volksmusik ist mehr als «Musikantenstadl», das wissen die meisten. Dennoch haftet ihr im deutschsprachigen Raum noch immer das Klischee des Altbackenen an. Ganz anders ist dies in nordeuropäischen Ländern: Hier spielt sie im Alltag – auch bei den Jüngeren – eine grössere Rolle. «Besonders in Finnland und Irland ist traditionelle Musik populär», sagt Daniel Häusler, der den Studienbereich Volksmusik an der Hochschule Luzern leitet. «In Irland wird praktisch von Kindesbeinen an zu Folk getanzt, und in Finnland kann man schon sehr lange traditionelle Volksmusik studieren», so Häusler. Seine Studierenden haben es schwerer, ein breites Publikum für sich zu gewinnen, auch wenn sie mit ihrem Ensemble «Alpini Vernähmlässig» seit 2009 viel Beifall in der hiesigen Szene ernten.

Zusammen experimentieren, voneinander lernen Um mehr über das «Erfolgsrezept» der Nordländer zu erfahren, lud die Hochschule Luzern Studierende und Dozierende der «Irish World Academy of Music and Dance» aus Limerick und der «Sibelius Akademia» aus Helsinki in die Schweiz ein. Ihr Treffen findet anlässlich des Musikfestivals Alpentöne in Altdorf statt. Das Festival ist bekannt für seine Experimentierfreude und bildet

den perfekten Rahmen, um miteinander zu musizieren und Neues auszuprobieren. «Die Studierenden erarbeiten ein gemeinsames Konzert. Zusätzlich sollen sie



Immer interessiert an neuen Einflüssen – Volksmusik-Studierende aus Luzern.

spontan und nach eigenem Gusto auftreten, um das Erlernte direkt auf die Probe zu stellen», sagt Daniel Häusler. Es kann also gut sein, dass man sie am Festival zur Stubete-Musik im Biergarten oder bei einer irischen Tanzeinlage auf dem Marktplatz trifft. Johannes Rühl, künstlerischer Leiter des Festivals, ist überzeugt, dass die jungen Musiker für frischen Wind sorgen werden: «Das tut der sonst sehr regional verankerten Volksmusik richtig gut.»

Unterschiedliche Musikkulturen Für ihre gemeinsame «Jam-Session» proben die Studierenden bereits jetzt ein Reper-

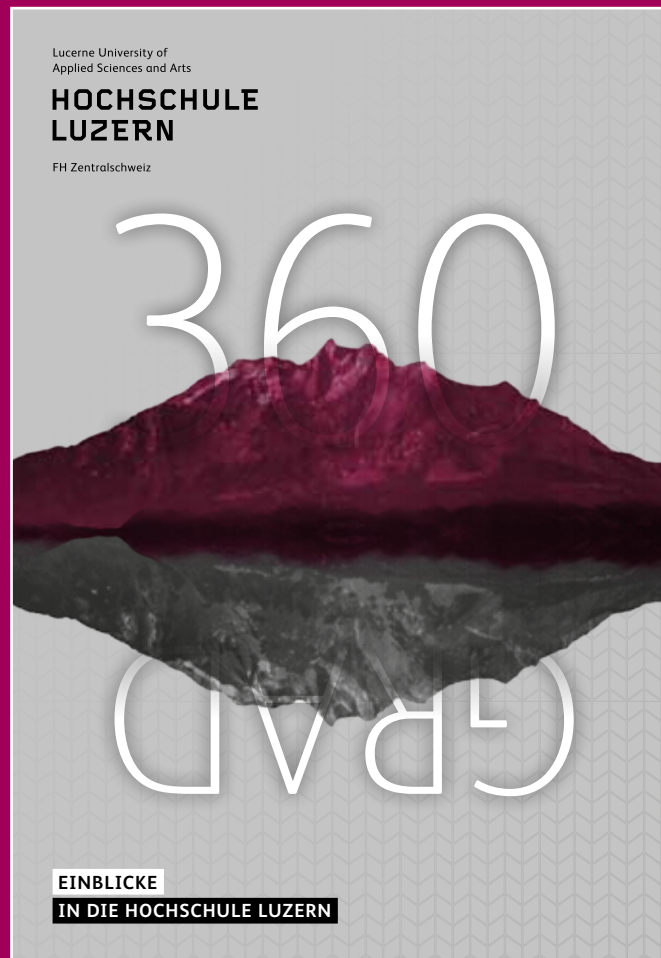
toire von Volksmusikstücken ein. Zehn aus dem eigenen Land, zwanzig aus den jeweils «fremden» Orten. Doch was unterscheidet die Schweizer Volksmusik von jener Irlands und Finnlands? «Die Instrumente sind einander recht ähnlich, beispielsweise die finnische Kantele und unsere Zither», meint Daniel Häusler. Anders sei hingegen die Art des Musizierens. «Wir fiedeln längst nicht so intensiv und rhythmisch mit einer Geige wie beim Irish Folk», sagt der Experte. Auch wird Volksmusik hierzulande eher konzertant vorgetragen, «man schweigt und geniesst», während vor allem in Irland das Publikum und die Musiker öfters mittanzen. Zudem hielten irische Hochschulen stärker an Traditionen fest, so Häusler. Die Finnen und Schweizer spielen mehr mit anderen Genres. Gut möglich also, dass die Studierenden dieser drei Länder in Altdorf einen ganz neuen, internationalen Volksmusik-Sound erfinden.

Simone Busch



Das Festival Alpentöne findet vom 14. bis 16. August 2015 in Altdorf (UR) statt. Einen Einblick in die Proben gibt es hier: www.hslu.ch/mz1903

Informieren Sie sich.



Booklet nicht mehr vorhanden? Schreiben Sie eine E-Mail mit Ihrer Adresse an info@hslu.ch. Wir liefern es nach.



Der Zusammenhalt in seiner Wohngemeinschaft lässt Jiang Jindongs Heimweh nach Shanghai immer mehr verblasen.

Nachbarschaft auf Zeit

Das Studentenhaus Gerliswilstrasse in Emmenbrücke (LU) bietet fast 100 Studierenden aus dem Ausland ein vorübergehendes Zuhause. Der grösste und beliebteste Bewohner ist allerdings ein Pferd im Flur.

Albina Selmani (19) aus Berlin und Jiang Jindong (22) aus Shanghai haben keine Ahnung, wie das lebensgrosse Plastikpferd in den dritten Stock kam. «Man hat uns gesagt, dass es ein paar Studenten vor Jahren für ein Fest angeschleppt hätten. Sicher ist: Wir lieben es alle!» Partystimmung herrscht im Studentenhaus an der Gerliswilstrasse 10 in Emmenbrücke jedoch nur am Wochenende. Das Studium sei streng, sagen der angehende Maschineningenieur und die künftige Kommunikations- und Mar-

«Im Haus herrscht eine tolle Stimmung.»

Tanja Weibel, Liegenschaftsverwalterin des Studentenwohnheims

ketingfachfrau. Von daher sei es nicht schlecht, dass es im Haus keinen Fernsehraum gebe.

Jedes der fünf Stockwerke enthält zwei Wohnungen, die jeweils vier bis sechs Zimmer umfassen. In jeder Wohnung hat es eine geräumige Küche und

ein Bad. Die Grundeinrichtung der Zimmer ist in der Monatsmiete von rund 600 Franken inbegriffen. Dazu gehören: Tisch, Bett, Schrank und ein einfaches Regal.

Daheim und Zuhause Jindongs Bleibe ist eher karg eingerichtet, wogegen in Selmanis Zimmer zahlreiche Bilder hängen. «Hier herrscht eindeutig mehr Rokoko!», kommentiert der ansonsten recht zurückhaltende Chinese den kleinen Unterschied und lächelt. Die Bilder

und vor allem die Fotos seien ihr wichtig, meint Selmani. «Sie zeigen meine Freundinnen aus Berlin.» Heimweh kennt auch Jindong. Es sei jedoch längst nicht mehr so stark wie kurz nach seiner Ankunft im Februar. Während der Osterferien habe er mit einem Kommilitonen Konstanz, München, Augsburg und Wien besucht. Als er wieder an der Gerliswilstrasse gewesen sei, habe er tatsächlich das Gefühl gehabt, nach Hause zu kommen. Kein Wunder: «In seiner WG lernen sogar alle zusammen», grinst Selmani. Jeder habe in der Küche sein fix zugeteiltes Plätzchen. Jindongs Wohnungskollegen stammen aus Litauen, Rumänien und Korea und studieren Musik, Operngesang und International Business.

Die Studentenfreundschaften beschränken sich jedoch nicht auf einzelne Wohnungen, und dank einer Facebook-Gruppe sind die ausländischen Studierenden auch mit solchen, die anderswo eine Bleibe gefunden haben, bestens vernetzt. «Wir informieren uns über Ausflüge oder Partys und lernen so fortlaufend neue Leute kennen», erzählt Selmani. Auch gemeinsam gekocht und gegessen werde im Studentenhaus oft. Und wie zum Beweis platzt eine Mitbewohnerin ins Zimmer: «Albina, schau du nachher noch rasch bei mir rein? Ich habe Tiramisu gemacht!»

Wer danach die Küche aufräumt, ist nach Hausreglement klar: Die Studierenden sind dafür selber verantwortlich. Auch die saubere Trennung der Abfälle und das Entsorgen gehören zu ihren Pflichten. Einmal wöchentlich macht eine Studentin, die sich so ihre Zimmermiete verdient, die gemeinsam genutzten Räume gründlich sauber. Unter einer Bedingung: Die Studierenden müssen vorher aufgeräumt haben. «Das klappt



Albina Selmani und Valentin Sofroni mit ihrem exotischsten Mitbewohner – dem Pferd auf dem Flur.

Zimmervermittlung

Der Hochschuldienst unterstützt Austauschstudierende bei der Suche nach einer Unterkunft. Die Hochschule Luzern, die Universität Luzern und die Pädagogische Hochschule Luzern bieten über den Verein «Studentisches Wohnen» verschiedene Unterkünfte an. Für längere Aufenthalte in Luzern gibt es eine Liegenschaft an der Seeburgstrasse. Das Haus an der Gerliswilstrasse in Emmenbrücke ist für Kurzaufenthalte (ein Semester) gedacht. «Zudem haben wir Zimmer im Studentenhaus Eichhof der Student Mentor Foundation Lucerne. Und mit einigen Hotels konnten wir spezielle Konditionen aushandeln», sagt Maria Schindler vom Hochschuldienst. Aufgrund der hohen Nachfrage seien stets neue Unterkunftsmöglichkeiten gesucht, auch bei Privaten.

Infos: www.stuwo-luzern.ch

mal besser, mal schlechter», sagt die Liegenschaftsverwalterin Tanja Weibel. Sie nimmt es gelassen: «Als ich jung war, zählte Putzen auch nicht zu meinen obersten Prioritäten.» Im schlimmsten Fall habe die Drohung, vom hinterlegten Zimmerdepot 20 Franken abzuziehen, noch meistens geholfen. In der Regel gibt es laut Weibel jedoch kaum Probleme. Einmal habe ein betrunkenener Student randaliert, und einmal seien drei Frauen aufeinander losgegangen. Verlorene Schlüssel seien aber weitaus häufiger als solche Extremfälle, erzählt sie. «Und im Haus herrscht eine tolle Stimmung.» Richtig Stress hat Weibel dennoch mindestens einmal pro Jahr. Weil das Sommersemester nahtlos ans

Wintersemester anschliesst, ziehen in wenigen Tagen 100 Studierende aus und 100 neue ein. Weibel: «In der Zwischenzeit müssen wir alles auf Vordermann bringen.» Beim Wechsel im Sommer bleibe etwas mehr Luft.

Wenn Jindong und Selmani Ende Juni in ihre Heimat zurückkehren, werden sie die Hochschule Luzern auf jeden Fall weiterempfehlen. Der Aufenthalt im international besetzten Studentenhaus hat Selmani neben guten Kontakten noch einen zusätzlichen Vorteil gebracht: «Mein Englisch hat sich in Luzern extrem verbessert!»

Mirella Wepf



Die Studierenden Jiang, Valentin und Albina zeigen ihre Zimmer: www.hslu.ch/mz1904



Schicken Sie uns Bilder Ihrer Studentenwohnung. Wir posten sie auf Facebook: [redaktion-magazin@hslu.ch](https://www.facebook.com/redaktion-magazin@hslu.ch)

Brückenschlag zwischen zwei Disziplinen

Maschinenbauer und Informatiker arbeiten eng zusammen. Unterschiedliche Arbeitsweisen führen jedoch häufig zu Konflikten und Projektverzögerungen. Ingenieure der Hochschule Luzern erforschten, wie sich die Zusammenarbeit verbessern lässt.



Zeit und Kosten sparen: Martin Jud (links) und sein Team unterstützten die Profin AG von Josef Vogel im Entwicklungsprozess.

«Wenn Maschinenbauer und Softwareentwickler zusammenarbeiten, treffen zwei Welten aufeinander», sagt Martin Jud, Informatikdozent am Departement Technik & Architektur der Hochschule Luzern. Auf der einen Seite sind da die Ingenieurinnen und Ingenieure, die ihre Maschinen sequenziell entwickeln – am Anfang steht der Entwurf, dann folgen eventuell Simulation und Korrektur, schliesslich geht die Zeichnung in die Werkstatt. Hier entsteht der Prototyp, der von Anfang an funktionieren sollte. «First time right» lautet die Maxime, alles andere kostet zu viel Geld. Auf der an-

deren Seite sind da die Informatikerinnen und Informatiker ohne Schnittstelle zur Produktion. Wer Software konzipiert, «produziert» sie auch, indem er den Code schreibt. Informatikfachleute nähern sich schrittweise, mit kontinuierlichen Verbesserungen der endgültigen Lösung. Sie arbeiten iterativ. «Eine Vorgehensweise, die manchen Maschinentechnikern auf die Palme bringt», sagt Jud.

Im Lauf der Zeit intensivierte sich die Zusammenarbeit zwischen den beiden Berufsgattungen. Die Softwarekosten machen heute rund die Hälfte der Herstellungskosten einer Maschine aus. Ma-

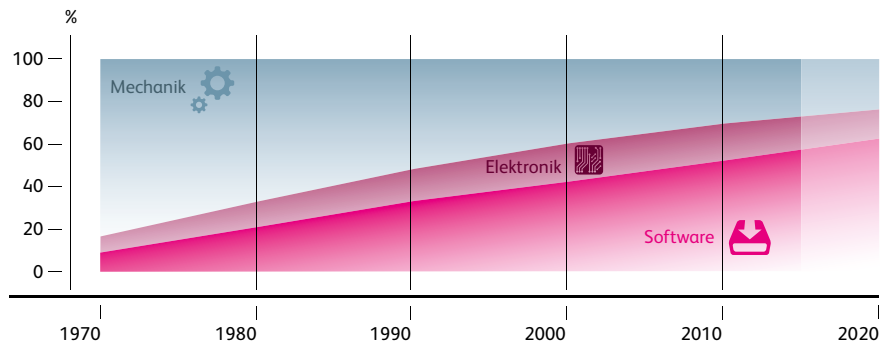
schinenherstellern fehlen jedoch oft tiefergehende Informatikkenntnisse, um die Steuerung der Maschine selbst zu programmieren. «Eine eigene Softwareabteilung aufzubauen, macht betriebswirtschaftlich aber keinen Sinn, weil ein neuer Maschinentyp nur alle drei bis vier Jahre entwickelt wird», erklärt Jud. So vergeben die Anlagebauer die IT-Arbeiten extern. Diese Zusammenarbeit verläuft oft alles andere als problemlos, wie das Beispiel der Luzerner Firma Profin zeigt. Das KMU produziert Maschinen, die Flächen, Kanten und Konturen in einem hochgenauen Prozess – dem Flakkotieren – ab-

schleifen. Profin baut Maschinen unter anderem für Werkzeughersteller, Autobauer oder Triebwerkproduzenten.

Bei der Entwicklung der Software für ihre Produkte machte die Firma sehr schlechte Erfahrungen. «War ein Softwarefehler an einem Ort behoben, kamen vier weitere an einem anderen Ort zum Vorschein», erzählt Inhaber und Firmenchef Josef Vogel. «Das führte zu massiven Verspätungen und Mehrkosten von rund zwei Millionen Franken», sagt Vogel. Dem Familienunternehmen ging das an die Substanz. Nach diesem «Desaster» suchte Profin-Chef Vogel Rat beim Kompetenzzentrum Distributed Secure Software Systems (D3S) der Hochschule Luzern. Mit Martin Jud fand er den richtigen Mann. Der Dozent ist Experte für Schnittstellen zwischen Maschine und Software. Im KTI-Projekt «Software-Vergabe und Co-Entwicklung» (SoVeCo) begleiteten Jud und sein Team die Entwicklung einer neuen Maschinengeneration bei Profin und fanden so neue Wege, die Zusammenarbeit zwischen Maschinenbauern und Softwareentwicklern zu verbessern.

Arbeitsweisen der anderen Disziplin kaum bekannt Sie identifizierten vier Faktoren, die über Erfolg oder Misserfolg entscheiden. «Softwareentwickler und Maschinenbauer wissen oft wenig über die andere Seite», sagt Martin Jud. Während Maschinenbauern die Methoden und Vorgehensweisen der Software-Entwicklung weitgehend unbekannt sind, hätten diese üblicherweise kaum klare Vorstellungen davon, wofür der Endkunde die Maschine, für die sie die Software schreiben, überhaupt einsetzen wolle. Der zweite Faktor ist die Komplexität. Für die Entwicklung einer Maschine lässt sich wohl ein Rahmenplan definieren. Es ist jedoch so gut wie unmöglich, jeden Schritt von A bis Z durchzuplanen. «Oft ergibt erst ein Schritt die relevanten Fragen für den nächsten», so Jud. Weil gegenseitige Abhängigkeiten beständen, dürfe die Detailplanung deshalb nicht in Stein gemeisselt sein. Sie sollte sich

Bedeutung der Software wächst



Bei der Entwicklung von Maschinen wirken Maschinen- und Elektrotechnik sowie Informatik zusammen. Der Aufwand ist vor allem im Bereich der Software enorm gestiegen. QUELLE: EIGNER ET AL., MODELLBASIERTE VIRTUELLE PRODUKTENTWICKLUNG

vielmehr flexibel dem Projektfortschritt anpassen.

Dafür – das ist der dritte Punkt – bedarf es eines gewissen Masses an Vertrauen unter den Partnern, weil die Leistungen nicht im Voraus fixiert werden können. Ein Controlling ist dennoch möglich und wichtig. Martin Jud und sein Team empfehlen, «Hard- und Software-

«Bis zum eigentlichen Test auf der Maschine gleicht das Softwarecontrolling einem Blindflug.»

Martin Jud, Hochschule Luzern

Rendezvous» zu definieren. Meilensteine, an denen sowohl lauffähige Software wie auch geeignete Funktionsmuster der Maschine vorliegen, deren Zusammenspiel sich dann testen lässt. «Denn bis zum eigentlichen Test auf der Maschine gleicht das Softwarecontrolling einem Blindflug», sagt Martin Jud.

Die Verträge sollten dynamisch sein

Die vierte Erkenntnis betrifft die Gestaltung der Verträge. «Zu Beginn des Vertragsverhältnisses ist das Endprodukt noch nicht vollumfänglich definiert; ein üblicher Werkvertrag, bei dem ein Endergebnis definiert wird, ist deshalb nicht die

richtige Wahl für eine Co-Entwicklung», sagt Reto Fanger, Anwalt und Dozent am Departement Wirtschaft der Hochschule Luzern. Er entwickelte verschiedene Musterverträge, die modularitig miteinander kombiniert werden können: Vorprojektvertrag, Rahmenvertrag sowie ergänzende Einzelverträge. Reto Fanger: «Der dynamische Entwicklungsprozess und die verschiedenen Projektstadien lassen sich damit auch vertraglich abbilden.»

Profin-Chef Vogel liess die Erkenntnisse des SoVeCo-Projekts bereits in die Entwicklung der nächsten Maschinengeneration einfließen. Und er stellte auch einen Software-Ingenieur ein. «Er funktioniert als Brückenbauer zwischen uns Maschinenbauern und dem Softwareentwicklungsteam.»

Roman Schenkel

Beispielhafte Co-Entwicklung

Das Projekt SoVeCo wird unterstützt von der Kommission für Technologie und Innovation des Bundes (KTI). Von den Ergebnissen sollen auch andere Unternehmen profitieren. Das Kompetenzzentrum Distributed Secure Software Systems (D3S) der Hochschule Luzern und die Firma Profin stellen den Projektbeschrieb sowie Musterverträge zur Verfügung. www.hslu.ch/soveco

Lucerne University of
Applied Sciences and Arts

**HOCHSCHULE
LUZERN**

Musik
FH Zentralschweiz

DI 23.06.2015, 19.30 Uhr
Konzertsaal KKL Luzern

SOLISTEN KONZERT

Werke von Igor Strawinsky
Bernd Alois Zimmermann
Victor Alexandru Colțea
Sergej Prokofjew

Natalia Ryzhova, Klavier
Fiona Jäntti, Violine
Victor Alexandru Colțea, Komposition
Maria Anikina, Klavier

Luzerner Sinfonieorchester
James Gaffigan, Leitung

www.hslu.ch/musik

Ein Zentrum – zehn Sprachen

Das Sprachenzentrum der Hochschule Luzern startete im Jahr 2011 mit zehn Kursen. Heute führt es rund dreimal so viele pro Semester durch. «Von Anfang an hatten wir Englisch, Spanisch, Italienisch, Chinesisch, Russisch, Arabisch und Deutsch als Fremdsprache als Ergänzung zum regulären Studium im Programm», sagt Leiterin Roberta Brüllmann. Inzwischen umfasst das Portfolio auch Französisch, Japanisch und Portugiesisch. Das Angebot ist gefragt: So nahmen allein im letzten Jahr 1'225 Männer und Frauen an einem der Kurse teil, fast 22 Prozent mehr als im Jahr 2013. Am lernfreudigsten scheinen dabei die Studierenden des Departements Wirtschaft zu sein. Sie machen den grössten Teil der Kursbesucher aus. «Italienisch und Spanisch gehören zu unseren beliebtesten Kursen», so Roberta Brüllmann. Ebenso steige die Zahl der Deutschlernenden kontinuierlich. Andere, vor allem exotische Sprachen haben etwas mehr Mühe, sich durchzusetzen, wie Roberta Brüllmann erklärt: «Russisch hat derzeit, vielleicht wegen der aktuellen politischen Lage, viel weniger Anmeldungen als früher.» Für Studierende und Mitarbeitende der Hochschule Luzern ist der Kursbesuch gratis. Gibt es freie Plätze, können auch Alumni und Externe teilnehmen; für sie ist das Angebot jedoch kostenpflichtig.

www.hslu.ch/sprachenzentrum

Welche Fremdsprache lernen Sie und warum?

Nicht nur im Job werden Sprachkenntnisse immer wichtiger. Eine fremde Sprache zu lernen, öffnet auch den Blick für andere Kulturen. Wir haben drei Sprachkursteilnehmerinnen und -teilnehmer nach ihrer Motivation gefragt.

Aus Pflicht wurde Freude

Meine Partnerin und ich schätzen die Deutschschweiz einfach über alles. Ursprünglich planten wir, nach einem zwei-jährigen beruflichen Aufenthalt wieder ins Welschland zurückzukehren, inzwischen leben wir acht Jahre hier. Zuerst war der Spracherwerb eine Pflichtübung, die mir meinen Arbeitsalltag erleichtern sollte. Inzwischen bereitet mir das Deutschlernen – und vor allem auch das Deutschsprechen – grosse Freude. Sei es, wenn ich im Labor Studierende betreue oder beim Barbecue mit den Nachbarn. Was mir im Deutschen allerdings wirklich Mühe bereitet, ist der Artikel «das». Im Französischen gibt es dieses Neutrum nicht. Wenn wir aber noch ein paar weitere Jahre hierbleiben, werde ich das bestimmt auch noch hinkriegen.



Olivier Duvanel (40), Wissenschaftlicher Mitarbeiter
Senior am Kompetenzzentrum Integrale
Intelligente & Effiziente Energiesysteme

Schöner Ausgleich

Ich finde es toll, neue Sprachen zu lernen – es ist Hobby und Ausgleich zum Studium in einem. Bisher spreche ich neben Deutsch auch Englisch, Französisch und Spanisch. Da der Italienischkurs bereits voll war, schwenkte ich auf Portugiesisch um. Die Aussprache ist knifflig, doch meine Spanischkenntnisse sind hilfreich. Es gibt viele ähnliche Wörter, aber auch lustige Verwechslungen. Zum Beispiel «borracha»: Das heisst



«Radiergummi» auf Portugiesisch und «betrunken» auf Spanisch. Unsere Lehrerin lehrt uns nicht nur die Sprache, sondern auch etwas von der Kultur. An Ostern brachte sie uns Gebäck aus Portugal mit. Ich mache auf jeden Fall weiter damit. Und ich liebäugle bereits mit dem nächsten Kurs: Russisch.

Stefanie Hirsiger (23), Studentin Bachelor
Wirtschaftsingenieur | Innovation

Schwieriges Alphabet



Im Februar behandelten wir in der Blockwoche «Global Languages and Culture» arabische Länder. Diese Welt fasziniert mich. Ich beschloss, den Arabisch-Grundkurs zu besuchen. Das Alphabet ist schwierig: Je nachdem, ob der Buchstabe am Anfang, in der Mitte oder am Ende des Wortes steht, wird er anders geschrieben. Einfach ist die Anwendung des Artikels: Es existiert nur ein bestimmter Artikel, welcher «der», «die» und «das» ersetzt. Arabisch zu lernen, ist Knochenarbeit. Neben dem Studium ist es nicht einfach, die Zeit dafür aufzuwenden. Aber es ist grossartig, eine ganz andere Sprache kennenzulernen – auch wenn ich heute noch nicht weiss, wie ich sie später einsetzen werde.

Audrey Granata (26), Studentin Bachelor in
Business Administration, International Management
& Economics



Arabisch lernen?

Dozent Abdel-Rahman Mazen
gibt Gratis-Crashkurse unter

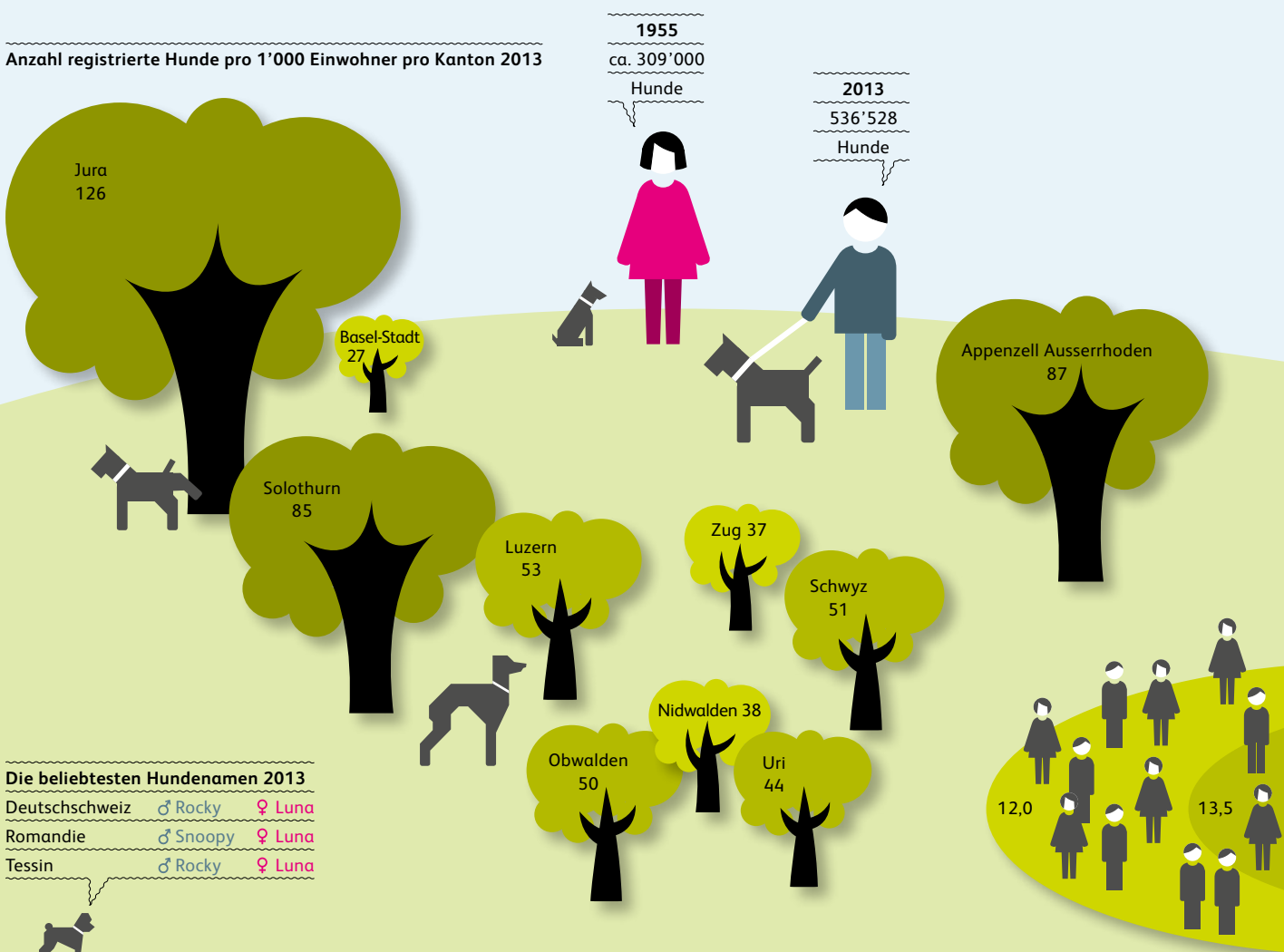
www.arabischlernen.ch > Medien

Du gefällst mir

Jede Facebook-Nutzerin und jeder Facebook-Nutzer hat im Durchschnitt 342 «Freunde». Im realen Leben ist das soziale Netz der Schweizer Bevölkerung deutlich kleiner. Dabei pflegen Männer über alle Altersgruppen hinweg einen grösseren Bekanntschaftskreis als Frauen.

Des Menschen bester Freund: Der Hund

Anzahl registrierte Hunde pro 1'000 Einwohner pro Kanton 2013

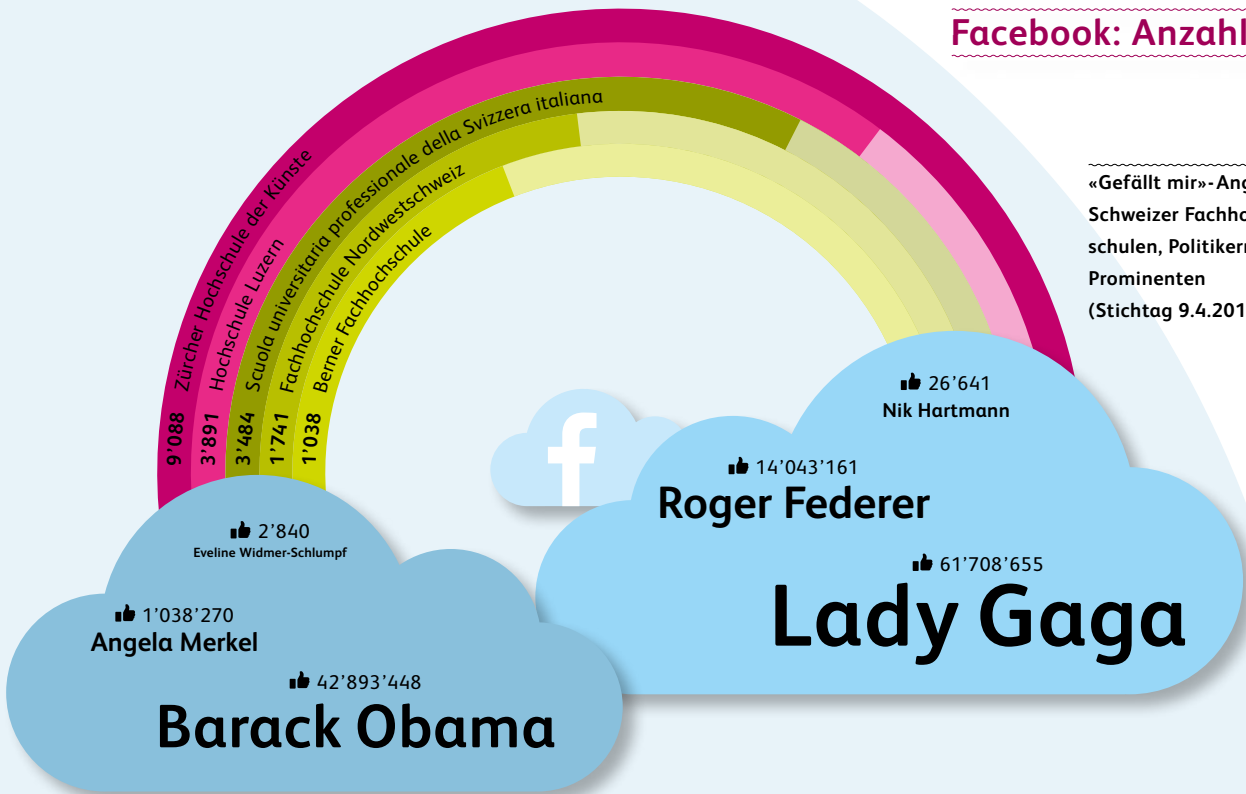


Die beliebtesten Hundennamen 2013

Deutschschweiz	♂ Rocky	♀ Luna
Romandie	♂ Snoopy	♀ Luna
Tessin	♂ Rocky	♀ Luna

Facebook: Anzahl Fans

«Gefällt mir»-Angaben von Schweizer Fachhochschulen, Politikern und Prominenten (Stichtag 9.4.2015)



Anzahl Personen im sozialen Netzwerk der Schweizer Bevölkerung nach Altersgruppen 2010

♂	Alter	♀
37,7	15 – 24	26,1
23,9	25 – 34	20,7
25,6	35 – 44	23,2
28,1	45 – 54	24,3
25,4	55 – 64	21,8
26,5	65 – 74	21,2
22,7	ab 75	16,4
27,5	Durchschnitt	22,4

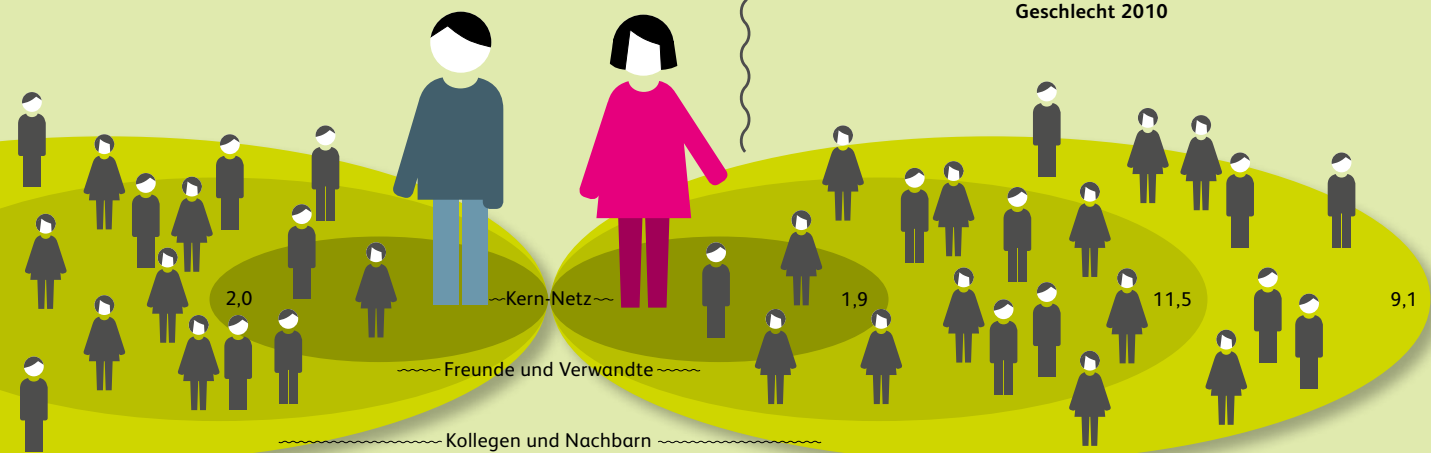
342



Durchschnittliche Anzahl «Freunde» auf Facebook weltweit

Soziales Netzwerk: Gegenüberstellung digital und physisch

Grösse und Zusammensetzung des sozialen Netzes der Schweizer Bevölkerung nach Geschlecht 2010



«Je mehr wir bei uns sind, desto besser vertragen wir andere»

Jedes Jahr besuchen tausende Gläubige aller Kulturen die Schwarze Madonna in Einsiedeln. Abt Urban Federer über die Angst vor dem Fremden und wie Religion Grenzen überwinden kann, über Facebook und echte Freunde.

Abt Urban Federer, vor anderthalb Jahren wählten Ihre Mitbrüder Sie zum Abt. Hat Sie das Freunde gekostet?

Eher der Klostereintritt. Damals haben sich einige Leute von mir distanziert, weil sie sich unter diesem Weg nichts vorstellen konnten. Aber ich habe auch Freunde gewonnen, weil ich keine Schwierigkeiten habe, Kontakte herzustellen – eine wichtige Qualität für einen Abt.

Sie twittern und sind bei Facebook. Das erwartet man nicht unbedingt von einem Abt ...

Social Media nutze ich schon lange. Twitter zwingt mich, Dinge auf den Punkt zu bringen. Auf Facebook teile ich vor allem Bilder. Klöster waren übrigens schon immer Vorreiter in der Kommunikation: Sie haben die ersten Datenträger erfunden.

Welche Rolle spielen die «modernen Medien» in Ihrem Alltag?

Ich bin nicht den ganzen Tag online. Wenn man einen natürlichen Tagesrhythmus hat, wird man immer wieder aus dem Netz gerissen: durch das Gebetsleben, den Job, die Schulstunde. Es braucht einen vernünftigen Umgang mit den modernen Medien. Ich würde zum Beispiel das Handy nie mit in die Kirche nehmen.

Auf Facebook hat man schnell ein paar hundert «Freunde». Aber kommen Sie den Menschen so wirklich näher?

Man darf nicht zu viel von Social Media erwarten. Es ist einfach ein weiteres Feld, um seine Gedanken weiterzugeben. Die Predigten, die wir auf unsere Website hochladen, kann ich als Link teilen. So erreiche ich auch Leute, die nicht in der Kirche waren. Ich habe auch schon Tweetups organisiert, also Treffen mit Leuten, die ich auf Twitter kennenlernte. Das mache ich ab und an, wenn ich ein Thema persönlich besprechen will.

Was bedeutet Freundschaft für Sie?

Damit ich Mensch sein kann, brauche ich den Austausch mit anderen Menschen – und zwar nicht nur den professionellen. Freundschaft ist, wenn man sich trotz Kritik angenommen und gemocht fühlt. Freundschaft hat viel mit Vertrauen zu tun, aber auch mit Intellekt und Auseinandersetzung. Und mit einer emotionalen Ebene. Ich finde Freundschaft in Gott. Natürlich sitzt er nicht vor mir wie ein Kollege – aber im Gebet spüre ich ein Gegenüber, mit dem ich mich suchend, fragend und kritisch auseinandersetze. Und zu ihm habe ich auch eine emotionale Bindung.

Die Zahl der Menschen, die sich mit der Kirche verbunden fühlen, nimmt ab.

Die katholische Kirche wächst weltweit! Das Phänomen, das Sie beschreiben, trifft nur für den Westen zu. Aber hier nimmt die Bindungswilligkeit allgemein ab. Ob in Beziehungen, Vereinen oder in der Freiwilligenarbeit – man tut sich schwer mit Verpflichtungen. «Events» funktionieren jedoch noch, auch in der Kirche: Hochzeiten, Beerdigungen, Weltjugendtage.

Zur Person

Im November 2013 wurde Pater Urban Federer (46) zum 59. Abt von Einsiedeln für eine Amtszeit von 12 Jahren gewählt. 1988 trat er der Ordensgemeinschaft der Benediktiner bei, studierte an der Theologischen Schule des Klosters Einsiedeln und in den USA Philosophie und Theologie. Anschliessend studierte er deutsche Literatur und Geschichte an der Universität Freiburg im Üchtland. 2007 wurde er zum Dr. phil. promoviert. Als Einsiedler Abt ist Urban Federer automatisch Mitglied der Schweizer Bischofskonferenz und steht der Benediktinerinnenabtei Fahr vor.



Medien stehen stets
zwischen Menschen.
Laut Abt Urban Federer
sollte man gerade von
sozialen Medien punkto
Nähe nicht zu viel
erwarten.

Wie wirkt sich das auf Einsiedeln aus?

Wir können uns nicht beklagen, unsere Kirche ist immer voll. Viele Leute kommen zum Staunen von weit her und besuchen die Schwarze Madonna. Übrigens nicht nur Christen.

Sie nahmen letzten Herbst, als die Asylzentren an ihre Grenzen stießen, 25 Eritreer auf. Was bedeutete das für den Klosteralltag?

Am ersten Tag nahm ich sie mit in die Kirche, Christen wie Muslime, und erklärte, dass Maria für beide Religionen wichtig ist. Ich wollte ihnen die «Hausherrin» zeigen, die sie besuchen können, wenn sie sich nicht daheim fühlen. Ich habe mich dann dafür starkgemacht, dass die Eritreer arbeiten dürfen. Wir haben ihnen einfache Arbeiten im Stall, in der Holzverarbeitung und im Garten gegeben. Berührt hat mich, wie sich unsere Gäste und unsere Schüler begegneten: Es gab einen Fussballmatch, Gesprächsrunden und ein Kunstprojekt, Freundschaften entstanden.

Welche Reaktionen gab es aus dem Umfeld?

Wir haben die Angst in der Bevölkerung gespürt. Man fragte: «Sind die dann alle im Dorf?» Einige teilten den Eritreern gleich bei der Ankunft mit, dass sie nicht nur willkommen sind – aber das fand ich gut, denn so merkten sie, dass sie nicht im Paradies auf Erden gelandet sind. Mit der Zeit hat sich das gelegt, weil es keine Probleme gab.

Zurzeit sind so viele Menschen auf der Flucht wie zuletzt im Zweiten Weltkrieg. Tun wir genug, um zu helfen?

Die Schweiz und die Kirche engagieren sich auf politischer Ebene stark für Flüchtlinge. Wir müssen sie auch weiterhin menschenwürdig behandeln und ihnen Schutz bieten. Wir können diese Leute nicht in den Tod schicken. Aber uns muss bewusst sein: Die meisten kommen gar nicht hier in Europa an, sondern stranden in ihren

Nachbarländern. Das Wichtigste ist, dass die Konflikte vor Ort angegangen werden. Wir können aber niemandem verbieten, zu flüchten, wenn er zu Hause nicht mehr leben kann. Ich möchte auch nicht in Syrien leben.



«Haben wir nur noch Angst oder auch eine Vision?»

Abt Urban Federer, Kloster Einsiedeln

Islamistische Anschläge und Übergriffe auf Christen verunsichern den Westen. Wie kann man anderen Religionen gegenüber unvoreingenommen bleiben?

Je mehr wir bei uns sind, desto besser vertragen wir andere. Die meisten Muslime sind keine Fundamentalisten! Oft werden junge Leute extrem, die keine Zukunft sehen. Man muss ihnen Bildung und Perspektive ermöglichen. Zudem muss der Dialog weitergehen. Freundschaft entsteht aber nicht nur über den Intellekt, sondern auch über ein Gefühl. Da kann Religion viel bewirken.

Können Sie ein Beispiel nennen?

In Einsiedeln entstand ein regelrechter Hype, der Schwarzen Madonna neue Kleider zu schenken, auch unter Muslimen und Hindus. Diese einfache Geste hat eine starke integrative Kraft.

Und doch ist da auch ein Bedürfnis nach Sicherheit ...

Wir haben ein Anrecht auf Sicherheit und brauchen ein Netz, das darauf achtet, dass Fundamentalismus nicht wuchern kann. Man muss genau hinschauen, jeder Einzelne – hier muss die Bevölkerung investieren.

Gibt es Situationen, in denen Sie sich in der heutigen Welt fremd fühlen?

Ich suche gern das persönliche Gespräch und gehe auf andere Menschen zu. Mich befremdet es, wenn Politiker stark auf die Abschottung unseres Landes setzen. Haben wir nur noch Angst oder auch eine Vision? In der katholischen Kirche kennen wir keine nationalen Grenzen, «katholisch sein» heisst übersetzt ja «grenzenlos sein».

Was kann unsere Gesellschaft vom «Mikrokosmos Benediktinerkloster» lernen?

Im Westen fehlt die «Rhythmisierung des Lebens». Viele Leute fühlen sich gestresst, obwohl wir heute weniger arbeiten als früher. Damals gaben das Licht, die Jahreszeiten und Feiertage den Lebensrhythmus vor. Heute können wir die Nacht künstlich zum Tag machen. Freizeiten werden zu Stresszeiten. Im Kloster halten wir uns an einen Rhythmus. Die Mahlzeiten nehmen wir zum Beispiel gemeinsam ein und pflegen sie wie ein Ritual. Dadurch ist man nicht unabhängig, aber innerlich freier. Darüber hinaus haben wir eine Vision, arbeiten auf etwas Höheres hin. Natürlich müssen wir wirtschaftlich denken, aber es gibt noch einen Sinn, der über allem steht. Es geht nicht nur um schneller, besser, mehr.

Interview: Katharina Rilling

Baustellen: Lernen und Lehren im Wandel

— Alle reden von ihren «Baustellen»: Hier organisiert ein Unternehmen seine Produktion neu, dort bereitet ein anderes eine Fusion vor, ein drittes konzentriert seine Standorte in Asien. Auch die Bildungslandschaft ist in Bewegung. Zurzeit arbeiten alle Hochschulen der Schweiz an ihrer Strategie für die nächsten vier Jahre. Welche Angebote sollen ausgebaut, welche erneuert werden? Wie ist dem steigenden Kostendruck zu begegnen? Wie lassen sich gut qualifizierte Dozierende gewinnen? Wie werden sich die Studierenden und ihre Lernformen verändern?

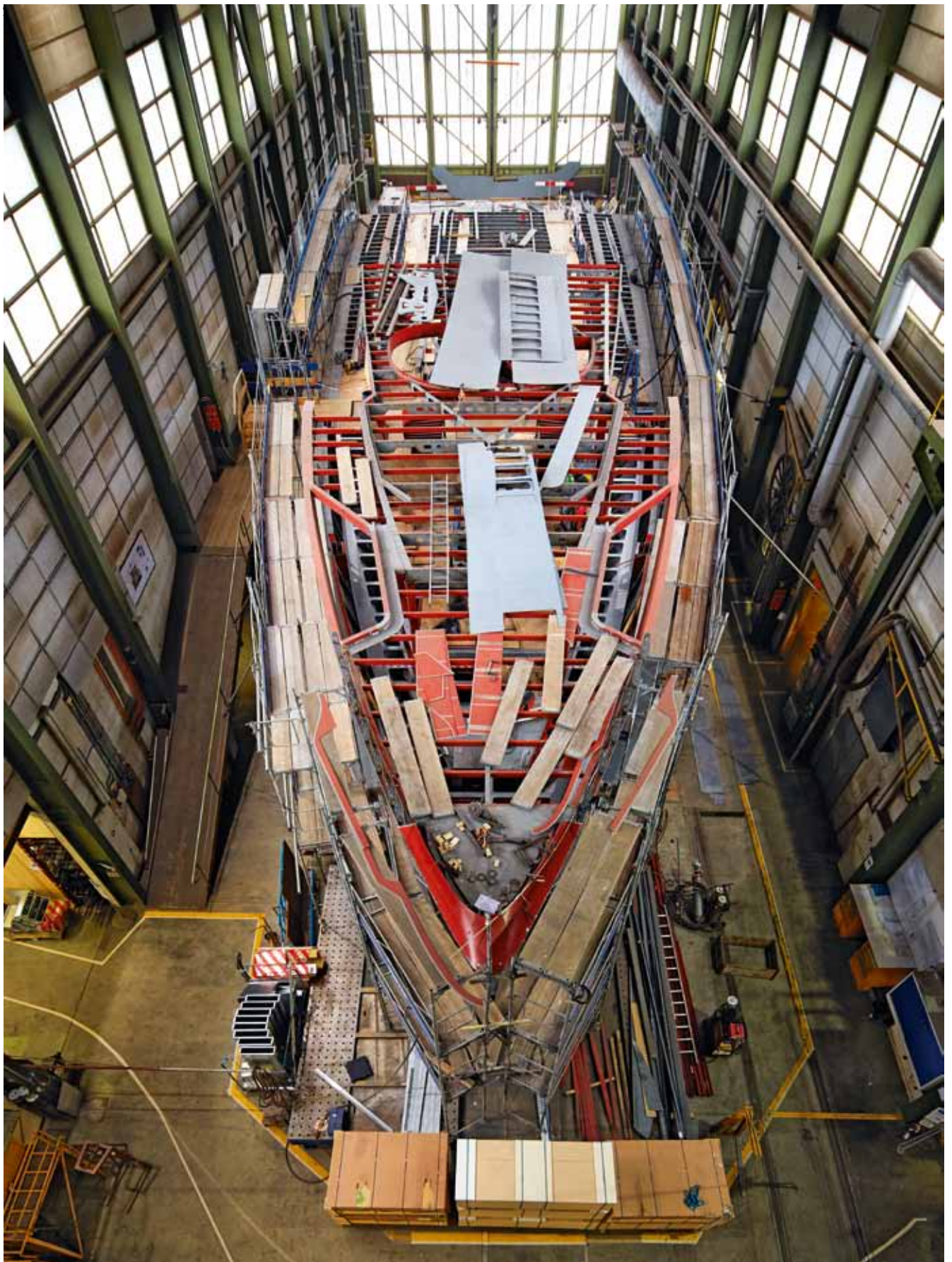
Auch an der Hochschule Luzern sind wir dabei, die Zukunft zu deuten und die Ziele für die nächsten vier Jahre festzulegen. Baustellen spielen dabei eine wichtige Rolle – im übertragenen wie im wörtlichen Sinne. Seit die Zentralschweizer Kantone mit einem neuen Konkordat ihr Engagement für die Hochschule Luzern bekräftigten, wurden wichtige Infrastrukturvorhaben aufgegleist. Im Südpol in Luzern, in der Vicosistadt in Emmen, auf dem Suurstoffi-Areal in Rotkreuz und künftig auch in Horw wird gebaut. Diese Baustellen sind Ausdruck eines beherzten Engagements für den Bildungsstandort Zentralschweiz.

Dabei fasziniert mich ein Gedanke: Die neuen Gebäude werden noch in dreissig, vierzig Jahren die Hülle der Hochschule Luzern sein. Doch wie wird sich diese Hochschule dann präsentieren? Wer wird dort lernen und lehren? Was und wie wird dort gelehrt? Vor dreissig, vierzig Jahren gab es in der Zentralschweiz nur Höhere Fachschulen, die Fachhochschule lag in weiter Ferne. Auch eine Universität heutigen Zuschnitts gab es nicht, lediglich eine Theologische Fakultät. Die Entwicklungen der letzten Jahre waren rasant. Was wissen wir heute davon, was in einer Generation sein wird?



Walter Schmid, Direktor des Departements Soziale Arbeit der Hochschule Luzern, plädiert für eine Zukunftsplanung, die in Optionen denkt: Wie in 30 Jahren an Hochschulen gelehrt und gelernt wird, lässt sich heute nicht genau vorhersagen.

Wir nehmen eine zunehmende Individualisierung der Lernformen und Lernprozesse wahr. Die Heterogenität der Studierenden und der Dozierenden, die immer unterschiedlichere biografische Hintergründe haben, nimmt zu. Die Digitalisierung – vor dreissig Jahren hatten weder Studierende noch Mitarbeitende einen PC – wird weiter voranschreiten und neue Kompetenzen fordern. Ehrwürdige Bibliotheken verwandeln sich in Lernzentren. Weil sich Entwicklungen nicht exakt vorhersagen lassen, sind wir heute gefordert, unsere Bauvorhaben nicht nur auf die nächste Strategieperiode auszurichten, sondern für eine weit fernere Zukunft funktional zu gestalten. Wir sind gut beraten, dabei auf eine hohe Flexibilität und eine vielfältige Nutzbarkeit zu achten. Nur so werden wir der grossen Verantwortung gerecht, die uns unsere Baustellen heute auferlegen.



Ein riesiges Puzzle: Die MS 2017 wird aus rund 6'000 Stahlblechen zusammenschweisst. Im Bild ist der Rohbau des Bugs zu sehen.

«Ein Schiff ist eigentlich ein Haus»

In Luzern werden Schiffe gebaut. Nur einen Steinwurf vom Bahnhof entfernt entsteht ein Motorschiff für 1'000 Passagiere. Die «MS 2017» soll beim Energieverbrauch neue Massstäbe setzen. Dafür arbeitet die Shiptec AG eng mit Ingenieuren der Hochschule Luzern zusammen.

Der Anblick ist gigantisch. Eine riesige Halle – 20 Meter hoch und 70 Meter lang – und mittendrin ein Schiff, das den Raum fast vollständig ausfüllt. Nach wenigen Schritten präsentiert sich den Besuchern eine weitere Überraschung: das grösste «Zämesetzi» der Schweiz! Während der vordere Teil des Passagierschiffes schon zusammengeschweisst ist, liegen das Heck und der künftige Saal für die Erstklasspassagiere noch in Einzelteilen am Boden.

Der Rohbau der MS 2017 – so lautet der provisorische Name des Schiffs – wird aus etwa 6'000 individuell zugeschnittenen Stahlblechen gefertigt. Viele sind kleiner als eine Hand, das grösste ist 12 Meter lang. «Noch 750 Teile, dann ist der Rohbau vollendet», sagt David Müller, Projektleiter bei der Shiptec AG in Luzern.

Die Passagiere verblüffen Auftraggeberin ist die Schifffahrtsgesellschaft des Vierwaldstättersees (SGV). Ihr neues Motorschiff für 1'000 Passagiere soll verblüffen und Innovationen der Extraklasse bieten – etwa einen Raum mit Unterwasserfenstern und eine Terrasse mit Seewasser-Fussbad.

Die MS 2017 wird zahlreiche technische Neuerungen enthalten und soll

auch punkto Energieeffizienz ein Flaggschiff werden. «Wir wollen den Energieverbrauch um 20 Prozent senken», erklärt David Müller. Der Neubau enthält deshalb als erstes Fahrgastschiff in Europa

«Mit dem optimierten Heizkreislauf sparen wir pro Jahr 12'000 Liter Diesel.»

David Müller, Shiptec AG

einen Hybridmotor. Doch damit nicht genug: Um die Energienutzung zu verbessern, geht Shiptec auch bei der Gestaltung der Schiffshülle und bei der technischen Ausrüstung neue Wege. Seit 2013 arbeitet die Werft daher eng mit Ingenieuren der Hochschule Luzern zusammen. Die Kommission für Technologie und Innovation (KTI) des Bundes unterstützt das Forschungsvorhaben.

Gebäudetechnik auf dem Wasser «Ein Schiff ist ja eigentlich nichts anderes als ein schwimmendes Haus», so Urs-Peter Menti, Leiter des Zentrums für Integrale Gebäudetechnik (ZIG) der Hochschule Luzern. Daher sei es durchaus sinnvoll, das Know-how aus der Fassaden- und Gebäudetechnik auch im Schiffbau zu nutzen. «Früher vernachlässigte man in unserer Branche die Hülle», erklärt Müller. Die Innenräume eines Schiffs würden in der Regel kaum gedämmt, denn die Abwärme der Motoren reiche vollauf, um das Schiff zu heizen. In der warmen Jahreszeit müsse sogar sehr viel überschüssige Wärme über den Kamin abgelassen werden.

In den letzten Jahren wurden Ökologie und Treibstoffkosten jedoch auch in der Schifffahrt immer mehr zum Thema – weltweit. Es gebe noch einen weiteren



David Müller von der Shiptec AG sowie Ueli Zihlmann und Urs-Peter Menti von der Hochschule Luzern (v.l.) diskutieren den Fortschritt der Bauarbeiten.



Visualisierung der MS 2017: Sie soll auch punkto Energieeffizienz ein Flaggschiff werden.

Aspekt, fügt Müller an: «Die SGV nutzt ihre Schiffe immer öfter als Partylokale, und diese bleiben während der Veranstaltung am Ufer. Deshalb wuchs das Interesse, die Schiffe auch ohne brummende Motoren warm zu halten.»

Ein virtuelles Schiff Urs-Peter Menti und sein Team haben grosse Erfahrung im Bereich energieeffizientes Bauen und Gebäudesimulationen. Das ZIG gehörte auch zum Planungsteam der Neuen Monte-Rosa-Hütte, die 2009 ihren Betrieb aufnahm. Diese innovative Berghütte war ein Pilotprojekt einer möglichst autarken Energieversorgung. «Damals simulierten wir zum ersten Mal nicht nur die Funktionsweise einzelner Geräte oder Räume am Computer, sondern ein komplettes Gebäude», erzählt Menti. «Eine solche Simulation machten wir nun auch für die MS 2017.»

Als Erstes untersuchten die Fachleute der Hochschule Luzern drei Monate lang den Energiehaushalt eines bestehenden Schiffs – der MS Waldstätter. Sie machten Wärmebildaufnahmen, massen den Energieverbrauch oder testeten die Luftdichtheit der Schiffshülle. Diese Daten übertrugen sie in ein Computermodell und

prüften dann, ob der Energieverbrauch bei unterschiedlichen Aussentemperaturen in der Realität tatsächlich um die prognostizierte Menge ansteigt oder abfällt.

«Dieses Computermodell übertrugen wir schliesslich auf die Pläne der MS 2017 und spielten es mit zahlreichen Variablen – Wetter, Anzahl Fahrgäste, technische Lösungsvarianten – x-fach durch», sagt Menti. Dadurch habe sich die Planungssicherheit der Ingenieure erhöht, sie könnten nun die technischen Systeme um einiges genauer dimensionieren. Menti: «Vieles, was sich früher nur abschätzen liess, lässt sich nun vorausberechnen – so auch der Einfluss der Körperwärme der Passagiere auf die Raumtemperatur.»

Blick hinter die Kulissen

Wer sich für den Bau der MS 2017 interessiert, kann am Samstag, 21. November 2015, die Werft der Shiptec AG besuchen. Aus Sicherheitsgründen darf sie am Tag der offenen Tür jedoch nur mit Führung betreten werden.

Anmeldung ab September unter:

www.lakelucerne.ch

Für die bestehenden Schiffe der SGV-Flotte sind die Ergebnisse ebenfalls von Nutzen. Aufgrund der Messungen der Hochschule Luzern zeigte sich, dass auf der «Waldstätter» regelmässig die Ölheizung ansprang, um Heizwärme zu produzieren. Eigentlich würde dafür aber bei Normalbetrieb die Abwärme der Motoren vollauf genügen. «Nun haben wir den Heizkreislauf optimiert und die Temperaturschwelle des entsprechenden Wärmesensors um fünf Grad gesenkt», erklärt Müller. «Damit sparen wir pro Jahr 12'000 Liter Diesel.»

Zahlreiche neue Ideen Insgesamt sind sechs Mitarbeitende aus dem Bereich Gebäudetechnik in die Planung des neuen Kursschiffs involviert. Zusätzlich zog Menti zwei Experten aus dem Kompetenzzentrum Fassaden- und Metallbau bei.

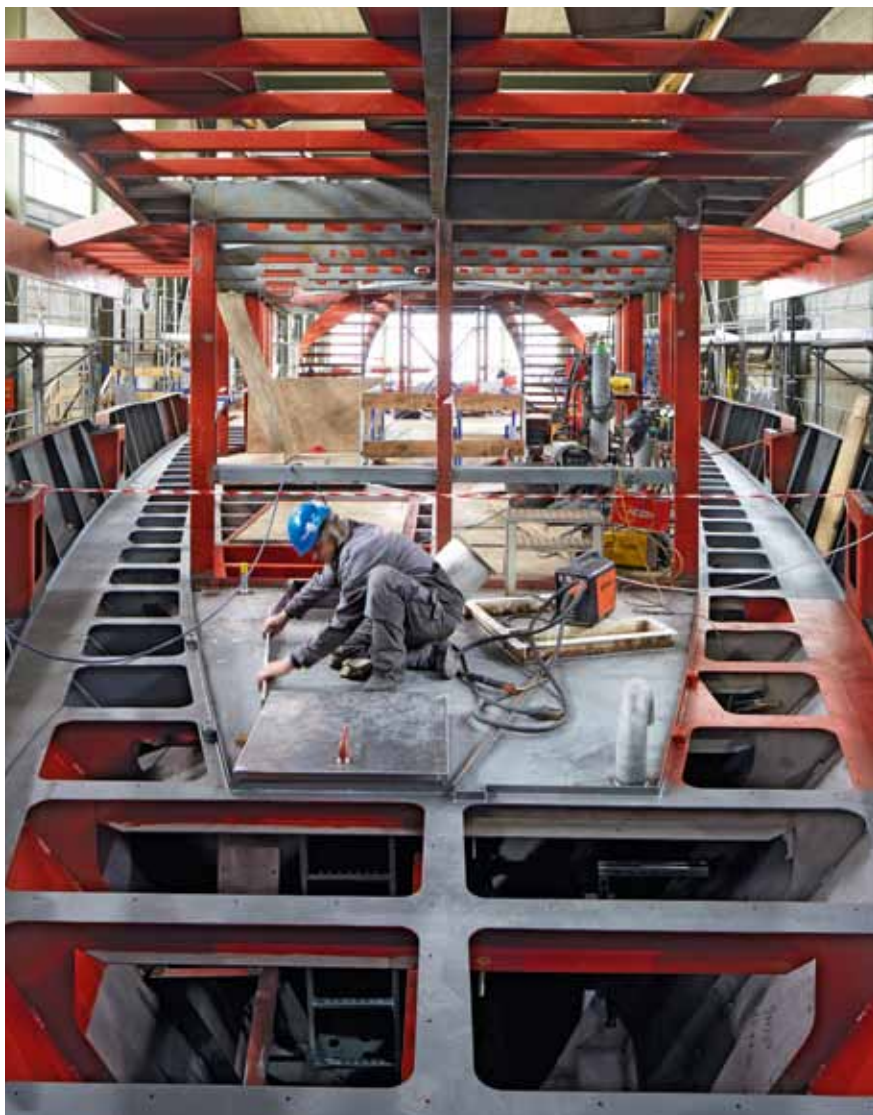
«Parallel zu den virtuellen Schiffssimulationen machten wir eine breite Auslegung für technische Lösungsansätze wie Solarenergie, Wärmepumpen oder Wasserkühlungssysteme», führt er aus.

«Vieles, was sich früher nur abschätzen liess, lässt sich heute im Computermodell vorausberechnen.»

Urs-Peter Menti, Hochschule Luzern

Einige Ideen habe man wieder verwerten müssen. Darunter die Solarpanels auf dem Dach, weil sie unter dem Strich zu wenig Energie geliefert und dem Bau einer zusätzlichen Terrasse für die Passagiere im Weg gestanden hätten. Andere Vorschläge hingegen liessen sich umsetzen, etwa die Steuerung der Lüftung mittels CO₂-Sensoren. Dank diesen wird immer dann, wenn die Luftqualität in den Innenräumen sinkt, automatisch Frischluft zugeführt.

Völlig neu ist zudem die Installation eines Wärmespeichers, der es ermöglicht, die Wärme der Motoren länger zu nutzen. Die MS 2017 erhält einen herkömmlichen



Gerüstkonstruktion statt durchgehende Wände: So lassen sich die Innenräume optimal dämmen.

3'000-Liter-Speicher, wie er in Gebäuden mit Solaranlage zum Einsatz kommt. «Auf einem Schiff ist dieses System eine echte Innovation!», so Müller. Die gespeicherte Wärme sollte reichen, um die MS 2017 nach dem Abstellen der Motoren noch rund eineinhalb Stunden lang zu heizen.

«Mit unserer Konstruktion entstehen weniger Wärmebrücken, und es geht weniger Energie verloren.»

Ueli Zihlmann, Hochschule Luzern

Nach einem Input ihrer «Ingenieurskollegen» von der Hochschule Luzern überarbeiteten die Schiffbauingenieure sogar nochmals die Grundkonstruktion des Schiffs. Normalerweise errichtet man für den Bau der Innenräume durchgehende Stahlwände, aus denen dann die Fenster ausgeschnitten werden. «Bei der MS 2017 entschieden wir uns jedoch für eine Gerüstkonstruktion», erklärt Müller und zeigt auf die senkrechten Metallbalken, die wie ein Gerippe die künftigen Innenräume vom Aussendeck abtrennen. An der Detailgestaltung – insbesondere an der Dämmung – habe das Kompetenzzentrum Fassaden- und Metallbau der Hochschule Luzern sehr stark mitgewirkt. «Mit der heutigen Lösung entstehen weniger Wärmebrücken. Damit geht weniger Energie ungenutzt verloren», erklärt Ueli Zihlmann, wissenschaftlicher Mitarbeiter des Kompetenzzentrums. Im Sommer könne zudem weniger Hitze eindringen.

Doch das ist noch Zukunftsmusik. Bis zur Jungfernfahrt der MS 2017 vergehen noch fast zwei Jahre. Im Moment glüht in der Werft noch der Schweißbrenner, und es riecht nach frischer Farbe.

Mirella Wepf



Der Bau der MS 2017 im Zeitraffer unter:

www.hslu.ch/mz1905

Von Erinnerungen, Utopien und der Finsternis

Die ersten zehn Studierenden der Studienrichtung Camera Arts schliessen im Juni ihr Bachelor-Studium ab. Ihre Abschlussarbeiten stellen sie an der Werkschau 2015 des Departements Design & Kunst öffentlich aus.

Dario Lanfranconi sah sich in Mullaedong um, einem alten Industriequartier in Seoul. Hier leben Stahlarbeiter und Künstler Tür an Tür. «Ich möchte diese besondere Gemeinschaft sichtbar machen», so der 32-jährige Luzerner. Er sprach mit Anwohnern und fing deren Lebensumstände und Zukunftsvisionen in Bildern und Videos ein. Mit dem Material ermöglicht er dem Betrachter einen virtuellen Rundgang durch das Quartier. Der Titel der Arbeit ist «Mullaedong – Urbane Utopie?».



Kilian Bannwart aus Ebikon bringt Licht ins Dunkel. «Ich habe eine Untersuchung über die visuelle Wahrnehmung des Menschen gemacht», sagt er. Um zu zeigen, was eine Fotokamera im Gegensatz zum Auge in der Finsternis aufnehmen kann, experimentierte der 23-Jährige unter anderem mit verschiedenen optischen Geräten und Lichtfiltern, die er teilweise selbst gebaut hat. So entstand ein visuelles Essay über die Nacht mit dem Titel «un-exposed».



Weitere Bilder:

www.hslu.ch/mz1906



Andrea Stalder hat eine Grosstante, die einen «FKK-Club» besitzt. Hier erlebte sie als Kind viele Familien-Silvester: «Diese waren stets ein Highlight – wir liebten es, im Whirlpool zu planschen und auf den Betten herumzuhüpfen.» Was sich dort normalerweise abspielte, davon erfuhr Stalder erst später. Heute reflektiert die 23-Jährige ihre schönen Kindheitserinnerungen und zeigt den Kontrast zu dem speziellen Ort für Erwachsene in ihrer Diplomarbeit «Wo jeder Tag ein Ferientag ist».

«Fotografie steht nicht mehr für sich allein»

Evert Ypma, Leiter der Studienrichtung Camera Arts, erläutert, wie sich das Medium Fotografie verändert hat und welche neuen Chancen sich daraus ergeben.

Evert Ypma, was zeichnet ein interessantes Bild aus?

Bilder machen kann heute jeder. Die Qualität eines Bildes liegt darin, was es mit dem Subjekt macht, das es zeigt, und was es bei den Betrachtern bewirkt. Auch der Kontext rund um das Bild ist wichtig: Leistet das Bild einen relevanten Beitrag zu einer Debatte?

Wie erreicht man eine solche Aussagekraft?

Wer professionell mit Bildern arbeitet,

braucht Vorstellungskraft und echtes Interesse an den Fragestellungen, die bearbeitet werden. Ganz entscheidend ist auch die Bereitschaft, eine Nähe zum jeweiligen Bildsubjekt oder -objekt herzustellen. Und sich immer wieder zu hinterfragen, was man erzählen und darstellen will.

Was unterscheidet den «Fotografen von heute» gegenüber jenem von früher?

Das Medium Fotografie befindet sich in einem «Post-Medium-Zustand». Die Fotografie steht nicht mehr für sich allein: Der «Visual Storyteller» muss heute in der Lage sein, viele Möglichkeiten des Bildermachens zu verstehen, zu konzipieren und zu steuern – Fotos, Filme, Animationen, Grafiken, Web, App sowie soziale Medien –, und fähig sein, sie auf qualitative Weise einzusetzen. Entscheidend ist, Bilder im Kontext eines Diskurses sinnvoll einzubinden.

Was müssen Studierende der Vertiefung Camera Arts mitbringen?

Interesse und Talent! Wichtig ist, dass sie der Welt offen und kritisch-reflektiert begegnen und sich kreativ an gesellschaftlichen Fragestellungen reiben. Einige der Studierenden arbeiteten bereits als freie Fotografen oder in Designagenturen.

Wo arbeiten die Absolventinnen und Absolventen später?

Jede und jeder von ihnen wird sich in einer anderen Rolle sehen: als Künstler, als Erzähler, als Gestalter, als Wissenschaftler, als Vermittler ... Sie sind dort gefragt, wo die Vermittlung durch Bilder eine tragende Rolle spielt: sei es in den Medien, in der Stadtentwicklung, in der Sozialarbeit oder im Kultur- und Bildungsbereich.

Interview: Simone Busch

Alle Abschlussarbeiten werden an der Werkschau der Hochschule Luzern – Design & Kunst (20. bis 28. Juni 2015) in der Messe Luzern präsentiert.
www.hslu.ch/werkschau



Betriebliche Gesundheitsförderung ermuntert Mitarbeitende auch zu einer gesunden Ernährung.

Langfristig leistungsfähig

Ein betriebliches Gesundheitsmanagement kann Absenzen vorbeugen. Forscher der Hochschule Luzern untersuchten, warum trotzdem nur wenige Betriebe eines pflegen und wie sich betriebliche Gesundheitsförderung gezielt ausbauen lässt.

■ 6,5 Tage pro Jahr – so lange fehlen Mitarbeitende in der Schweiz im Durchschnitt wegen Krankheit oder Unfall am Arbeitsplatz. Die Arbeitsunfähigkeit kann private Gründe haben oder durch die Arbeit verursacht sein. Von arbeitsbedingten Gesundheitsproblemen sind laut einer Hochrechnung des Staatssekretariats für Wirtschaft (SECO) in der Schweiz 1,1 Millionen Arbeitnehmende betroffen. Laut SECO entstehen dadurch jährliche Kosten von mehr als 20 Milliarden Franken. Neben Behandlungskosten und Renten umfassen sie auch den betrieblichen Schaden durch Arbeitsausfälle und eine verminderte Produktivität.

«Mit einem betrieblichen Gesundheitsmanagement lassen sich diese Kosten deutlich reduzieren», erklärt Gian-Claudio Gentile vom Institut für Sozialma-

nagement, Sozialpolitik und Prävention am Departement Soziale Arbeit. «Für jeden Franken, der in ein Gesundheitsmanagement fliesst, kann ein Unternehmen laut einschlägiger Studien zwischen 3 und 10 Franken sparen.»

Gemeinsam Verantwortung tragen

Betriebliche Gesundheitsförderung beugt körperlichen Risiken vor, die etwa durch das Heben von Lasten oder die Arbeit mit Chemikalien drohen. «Durch eine bewusst gestaltete Unternehmenskultur reduziert es aber auch psychosoziale Risiken, die von Stress oder Mobbing ausgehen», sagt Claudia Meier Magistretti, die als Dozentin und Projektleiterin am selben Institut tätig ist. Darüber hinaus appelliert ein Gesundheitsmanagement an die Eigenverantwortung der Mitarbeitenden. Es kann etwa

Ernährungsworkshops oder die vergünstigte Abgabe von Fitnessabos umfassen.

«Ein ganzheitliches Gesundheitsmanagement geht damit weit über die Gesetze zu Arbeitssicherheit und Gesundheitsschutz hinaus», betont Meier Magistretti. «Es erschöpft sich nicht in punktuellen Massnahmen wie kostenlosem Obst oder wöchentlichen Lauftreffs», ergänzt Gentile. «Es verankert Mitarbeitergesundheit als eigenständigen Wert in der Strategie, den Strukturen und der Kultur des Unternehmens.» Dazu gehöre auch das Sensibilisieren von Vorgesetzten für Gesundheitsfragen oder die Aufnahme des Themas als fixes Traktandum in die wiederkehrenden Mitarbeitergespräche.

Primäres Ziel betrieblicher Gesundheitsförderung ist es, die Leistungsfähigkeit der Mitarbeitenden nachhaltig zu erhalten. Davon profitieren Betrieb und Belegschaft gleichermaßen. «Trotzdem pflegt bisher nur ein kleiner Teil der Unternehmen ein formell etabliertes Gesundheitsmanagement», sagt Meier Magistretti. Eine repräsentative Studie im Dienstleistungssektor – dem immerhin 80 Prozent der Betriebe und 70 Prozent der Erwerbstätigen in der Schweiz zugerechnet werden – ergab u. a., dass lediglich ein Drittel der Unternehmen Massnahmen zur ergonomischen Arbeitsplatzgestaltung trifft. Gerade mal 9 Prozent bieten Kurse zu gesunder Ernährung und Bewegung an. Immerhin 41 Prozent werten regelmässig ihre Absenzenstatistik aus. «Wenn etwas gemacht wird, sind es häufig isolierte Massnahmen. Es fehlen eine übergeordnete Strategie und standardisierte Prozesse», so Gentile.

Begrifflichkeiten sind zentral Um herauszufinden, woran das liegt, lancierten Gentile und Meier Magistretti mit der Schweizerischen Gesellschaft für Organisation (SGO) ein Forschungsprojekt. Sie befragten 29 Vertreter der strategischen Führungsebene von Unternehmen, Non-Profit-Organisationen und der öffentlichen Verwaltung. Eine zentrale Erkenntnis: Viele Führungskräfte sind unsicher, ob und wie sie Gesundheitsfragen thema-

tisieren sollen. Sie fürchten, den Mitarbeitenden damit zu nahe zu treten. Gentile und Meier Magistretti stellten fest, dass diese Unsicherheit stark mit dem Begriff «Gesundheit» verbunden ist. «Gesundheit ist ein sensibles Thema, das viele als sehr privat empfinden», so Meier Magistretti. Behandle man dieselben Fragen hingegen unter dem Begriff der «nachhaltigen Leistungsfähigkeit», falle es den Führungskräften einfacher, sich ihrer anzunehmen – schliesslich sei Leistungsfähigkeit in der Betriebswirtschaft ein bestens etablierter Begriff. «Solche Erkenntnisse können helfen, das betriebliche Gesundheitsmanagement zu verbreiten», so Meier Magistretti.

Bei der Analyse der Gespräche wurde deutlich, dass sich die Befragten anhand zweier Merkmalspaare unterscheiden lassen: nämlich ob sie sich systematisch oder situativ mit Mitarbeitergesundheit befassen und ob sie gesundheitsbezogene Massnahmen proaktiv oder reaktiv ergreifen. Anhand dieser Kriterien teilten Gentile und Meier Magistretti die Manager in vier Typen ein: Patrons (situativ und reaktiv), Risikomanager (systematisch und reaktiv), Förderer (situativ und proaktiv) und Gesundheitsmanager (systematisch und proaktiv). Gentile und Meier Magistretti ist es wichtig, zu betonen, dass ihre Typologie nicht wertend zu verstehen ist. Jedes Profil habe seine Stärken und Schwächen. Sie verstehen die Typologie vor allem als Analyseinstrument: «Sie soll Führungskräften helfen, ihre Haltung zu reflektieren und in ihrem Betrieb bereits vorhandene Ansätze eines Gesundheitsmanagements einfach und gezielt auszubauen», erklärt Gentile.

Die SGO will die Typologie in Workshops zu betrieblichem Gesundheitsmanagement einsetzen, die sie mit Meier Magistretti und Gentile durchführen will. Dazu Meier Magistretti: «Wir wollen die Führungskräfte abholen, wo sie aktuell stehen, und ihnen zeigen, dass auch mit kleinen Schritten eine stetige Verbesserung möglich ist.» **Simona Stalder**

Mehr Informationen unter:
www.hslu.ch/bgm-chefsache



Die hohe Kunst des Sparens.

Online kaufen auf sbb.ch/ausstellungen.

BIS ZU

20%*

RABATT



Bild: Museum Tinguely mit Schwirrmaschinen von Jean Tinguely im Solitude Park (Weissstättli) © Foto: 2011, Museum Tinguely Basel, Samuel Opliger

z.B. Museum Tinguely, 10% Ermässigung auf die Zugfahrt nach Basel SBB und zurück und den Transfer sowie 20% Ermässigung auf den Eintritt in das Museum Tinguely in Basel. sbb.ch/tinguely

Geniessen Sie aktuelle Ausstellungen zum kleinen Preis.

Marlene Dumas.
Bis 6. September 2015
Fondation Beyeler, Riehen/Basel

Stapferhaus Lenzburg:
Geld. Jenseits von Gut und Böse.
Bis 29. November 2015
Zeughaus Lenzburg

Future Present. Emanuel Hoffmann-Stiftung.
13. Juni 2015 bis 31. Januar 2016
Schaulager Münchenstein/Basel

Klee & Kandinsky.
19. Juni bis 27. September 2015
Zentrum Paul Klee, Bern





Design für die Psyche

Die äussere Umgebung wirkt auch nach innen. Wie Interior Design das Wohlbefinden traumatisierter oder depressiver Menschen beeinflusst, untersucht ein Projekt des Departements Design & Kunst.

■ Spitalzimmer ähneln sich. Sie sind eingerichtet mit standardisiertem Mobiliar, meist gefertigt aus leicht zu reinigenden Materialien wie Kunststoff, Edelstahl und Keramik. Es herrscht eine Ästhetik des Funktionalismus, die eine kühle und sterile Atmosphäre verströmt – ausgerechnet an einem Ort, an dem es darum geht, gesund zu werden.

Was aber kann Design dazu beitragen, dass sich Patienten in dieser Umgebung wohler fühlen? Diese Frage erforschte Ute Ziegler, Doktorandin und wissenschaftliche Mitarbeiterin am Kompetenzzentrum für Design & Management an der Hochschule Luzern – Design & Kunst. «Studien weisen aus, dass Aggressionen und Stress reduziert werden können, wenn Räumlichkeiten bestimmte Charakteristiken aufweisen. Etwa eine gute Akustik und biologisch wirksames, künstliches Licht», erklärt sie. «Ich war erstaunt, dass es trotz klarer Forschungsergebnisse noch wenige Beispiele für deren Anwendung gibt.» Ute Ziegler entschied sich, ihre Dissertation zum Thema «Multisensorisches Design als Gesundheitsressource – Individualisierbare und stressregulierende Räume» zu verfassen. Begleitet wurde sie von Claudia Acklin, Leiterin des Kompetenzzentrums.

In der Clenia Littenheid AG, einer Privatklinik für Psychiatrie und Psychotherapie, fand Ute Ziegler eine engagierte Praxispartnerin. Sie unterstützte sie dabei, die Anwendungen vor Ort zu entwickeln, zu testen und zu evaluieren. Ab Herbst 2013 stellte die Klinik auf zwei Stationen

je ein Zimmer zur Verfügung: auf einer Akutstation zur Behandlung von Depressionen und affektiven Störungen sowie auf einer Psychotherapiestation für Menschen mit Traumafolgestörungen. «Wir möchten, dass die Patientinnen und Patienten mit der Einrichtung und Gestaltung der Zimmer noch zufriedener sind», erklärt Pflegedirektor Hubert Dietschi. Rosmarie Frehner, Leiterin der Trauma-Station, ergänzt: «Gerade unsere traumatisierten Patienten haben ein sehr hohes Sicherheitsbedürfnis und benötigen individuellen Spielraum bei der Gestaltung ihres Zimmers. Es war deshalb sehr reizvoll, auszuprobieren, wie wir mit Designinterventionen gesundheitsfördernde Effekte erzielen können.»

Erfahrungen aus erster Hand Das Projekt verschränkte zwei Methoden: Evidence und Experienced Based Design. Beim Evidence Based Design griff Ute Ziegler auf bereits bestehende Erkenntnisse zurück. Arvenholz etwa bewirkt laut Studien eine niedrigere Herzfrequenz, neutralisiert zudem Gerüche und wirkt antimikrobiell. Ebenfalls breit erforscht ist der therapeutische Einsatz von künstlichem Licht mit Tageslichtspektrum. Und die Farbe «Cool Down Pink» reduziert, als Wandfarbe eingesetzt, das Aggressionsverhalten – ein Effekt, den man sich auch in Gefängnissen oder an Flughäfen zunutze macht. «Als farbiges Licht kam Cool Down Pink jedoch erstmals in diesem Projekt zum Einsatz», erklärt Ute Ziegler.

Im Weiteren beteiligte Ziegler das Klinikpersonal und die Patienten am Forschungsprozess (Experienced Based Design). Sie führte Interviews mit Pflegefachpersonen, Therapeutinnen und Ärzten, Reinigungspersonal sowie Patienten. Letztere brachten sich zudem als «Co-Designer» in die Entwicklung der Prototypen ein. Mit Farbmustern, Stoffen, Playmobil-Figuren etc. erstellten sie zum Beispiel in einem Pappkarton ihr ideales Patientenzimmer.

Textilien für ein stärkeres Sicherheitsgefühl Aus den Gestaltungsexperimenten und Interviews leitete die Forscherin konkrete Anforderungen an die Designinterventionen ab. So ist es für Patienten sehr wichtig, dass sie Schlafen und Wohnen im Zimmer trennen können. Und Textilien, so zeigte sich, nehmen eine bedeutende Schutzfunktion ein. «Das hat uns erstaunt, da Textilien doch etwas sehr Zartes sind», sagt Ziegler. «Sie sind im Zusammenhang von Design und Gesundheit bisher auch kaum erforscht.» Traumapatienten haben ein sehr feines Gespür dafür, was sie brauchen, um sich sicher zu fühlen: So wünschten sie sich etwa, dass die untere Hälfte der Vorhänge weniger lichtdurchlässig ist als die obere. «Denn so können sie erkennen, wer in ihr Zimmer eintritt; gleichzeitig bleibt der intime Bereich des Bettes für Aussenstehende weniger gut einsehbar», erklärt Rosmarie Frehner.

Auf der Trauma-Station entstand schliesslich der «modulare Kokon». Er besteht aus einem leicht gewölbten Baldachin hoch über dem Bett, gefertigt aus Arvenholz. Darin eingelassen sind Lichtmodule, die der Patient über ein Tablet individuell steuert. Am Baldachin ist ein naturweisser Vorhang befestigt, mit dem man das Bett in eine kleine Höhle verwandeln kann. Wandseitig hängt ein weiterer Vorhang, an dem die Patienten Schlaufen vorfinden, um persönliche Gegenstände einzubinden. In einem nochmals grösseren Radius um das Bett herum hängt ein dritter Vorhang. Er trennt den Schlafbereich



Ute Ziegler mit dem «modularen Kokon». Über ein Tablet lässt sich je nach Stimmung die Lichtfarbe wählen, etwa beruhigendes «Cool Down Pink». Patienten brachten ihre Vorstellung des idealen Zimmers mit Modellbauten in das Projekt ein (unten rechts).

vom restlichen Zimmer und bietet Blickschutz gegenüber dem Personal.

Weniger Medikamente und ein höheres Wohlbefinden Bis Ende 2014 testeten Patientinnen den modularen Kokon. Sie füllten während ihres Aufenthalts Fragebögen aus und nahmen an Interviews teil. Das Klinikpersonal beobachtete und dokumentierte die Wirkung des Kokons. Fotografisch wurde zudem festgehalten, wie unterschiedlich die Patientinnen den Kokon nutzen. «Sie gestalten sich ihre ei-

gene Umgebung, es entsteht immer wieder neues, individuelles Design», sagt Ute Ziegler. Weitere erfreuliche Resultate: Die Patientinnen schlafen besser, werden weniger von Albträumen geplagt, verspüren mehr Geborgenheit und sind entspannter. Eine Patientin meldete beispielsweise zurück: «Ich hab den Vorhang immer zu. Die Pflegefachpersonen bleiben immer hinter der Linie des Vorhangs. [...] Es ist eine Pufferzone.» Das Zimmer wurde öfters als Rückzugsort gewählt und das modulare Licht gezielt eingesetzt, um zum

Beispiel Spannungsgefühle zu lösen. «Patientinnen äusserten, dass sie dank dieser Designinterventionen weniger Reservemedikamente benötigen», freut sich Rosmarie Frehner.

Ute Ziegler schliesst ihre Dissertation dieses Jahr ab, möchte das Thema Design und Gesundheit aber in weiteren Projekten vertiefen. Die Privatklinik Clenia Littenheid wiederum wird den Kokon weiterhin einsetzen, noch mehr Daten sammeln und die Erkenntnisse in ihre Neubauprojekte einfließen lassen. **Susanne Gmür**



Wir sind nicht nur aktiv. Wir sind kreativ.

gammaprint

gammaprint ag
reussinsel 28
6000 luzern 7

eine idee vielseitiger

www.gammaprint.ch t 041 249 30 30
avor@gammaprint.ch f 041 240 26 46

«Viele denken nur an die eigene Wohnung»

Stockwerkeigentum birgt viel Konfliktpotenzial, vor allem wenn Sanierungen anstehen. Amelie-Theres Mayer leitet mit Stefan Haase ein Forschungsprojekt, in dem sie Strategien zur Vermeidung böser Überraschungen skizzieren.

Amelie-Theres Mayer, was gab den Anstoss zum Forschungsprojekt «Langzeitstrategien im Stockwerkeigentum»?

Die Zahl der Stockwerkeigentümer hat wegen der tiefen Hypothekarzinsen und der grossen Nachfrage nach Wohnraum in städtischen Gebieten stark zugenommen. Zudem befasste sich ein Projekt am Departement Wirtschaft der Hochschule Luzern mit dem Thema Erneuerungsfonds. Dort zeigte sich, dass viele dieser Fonds ungenügend geöffnet sind, was insbesondere für ältere Liegenschaften mit Erneuerungsbedarf eine grosse Herausforderung darstellt. Wir sahen, dass auf Seiten der Stockwerkeigentümer ein mangelndes Bewusstsein für diese Thematik herrscht.

Warum werden die Erneuerungsfonds nicht ausreichend gespeist?

Oft liegt keine ganzheitliche, langfristige Erneuerungsplanung vor. Die Eigentümer schieben die Erneuerung der gemeinschaftlichen Bauteile so lange wie möglich hinaus. Vieles wird dann ad hoc entschieden und durchgeführt, die Massnahmen sind nicht koordiniert. So kann man auch nicht planen, wie viel Geld es wirklich braucht im Fonds. Steht eine umfassendere Erneuerungsmassnahme an, muss zusätzlich investiert werden, zum Teil massiv.



Am falschen Ort gespart: Erneuerungsfonds sind oft unterdotiert.

Stockwerkeigentümer konzentrieren sich oft auf Teile mit alleinigem Nutzungsrecht. Welche Folgen hat das?

Viele denken nur an die eigene Wohnung, wenn es um den Kaufpreis geht. Dass längerfristig weitere Kosten für das Miteigentum anfallen, etwa für die Sanierung der Fassade, des Treppenhauses oder die Erneuerung der Heizungsanlage, daran denken wenige. Stockwerkeigentümer übernehmen Verantwortung. Wenn man zuvor Mieter war, ist das neu. Die Miteigentümer müssen sich in vielen Fragen einigen und gemeinschaftlich Kosten übernehmen.

Das führt oft zu Konflikten. Wie lässt sich das verhindern?

Wichtig ist, dass Käufer umfassend über das «Produkt» Stockwerkeigentum informiert sind. Zudem sollten die Beteiligten schon bei der Gründung einer Eigentümergemeinschaft Zuständigkeiten und Zielsetzungen klar und langfristig definieren. So lassen sich viele Konflikte vermeiden.

Im Rahmen des Projekts wurde die «Luzerner Toolbox» entwickelt. Was steckt in dieser Box?

Die Luzerner Toolbox enthält acht Instrumente, die Wissenswertes zum Produkt Stockwerkeigentum vermitteln und helfen, Langzeitstrategien zu entwickeln. Zentrales Instrument ist der Erneuerungsplan. Mit diesem lassen sich die nach Jahren anfallenden Erneuerungskosten eines Gebäudes überschlagen. Auf dieser Grundlage können Eigentümer oder Verwaltungen die richtige Äufnungshöhe für den Erneuerungsfonds festlegen. Zudem zeigt die Box, wie ein Stockwerkeigentümer-Reglement ausgestaltet sein sollte, und bietet Lösungsstrategien bei Konfliktsituationen.

Interview: Daniel von Känel

Unterstützung durch KTI und Wirtschaftspartner

Für das Forschungsprojekt «Langzeitstrategien im Stockwerkeigentum», geleitet vom Kompetenzzentrum Typologie & Planung in Architektur (CCTP), arbeiteten Architektinnen, Ökonomen und Sozialwissenschaftler der Hochschule Luzern zusammen. Unterstützt wurde das Projekt von der Kommission für Technologie und Innovation (KTI) des Bundes sowie von diversen Wirtschaftspartnern. Die «Luzerner Toolbox» mit acht praxisorientierten Werkzeugen, darunter der Excel-basierte Erneuerungsplan, kann gratis heruntergeladen werden:

www.hslu.ch/cctp-stwe



Stephen Wittkopf und Monika Gold verfolgen den Druck der Muster bei der Glas Trösch AG.

Schön viel Strom produzieren

Buntbedrucktes Glas und eine hohe Lichtdurchlässigkeit schliessen sich normalerweise aus. Ein interdisziplinäres Team der Hochschule Luzern hebt diesen Widerspruch nun auf – zu Gunsten einer weiteren Verbreitung der Photovoltaik.

— Obwohl die Sonne eine verlässliche Energiequelle ist, deckt Photovoltaik heute nur ein Prozent des Energieverbrauchs der Schweizer Bevölkerung. Gerade alpine Regionen zählen zwar viele sonnige Tage im Jahr, im Winter bleiben die Solarpanels auf den Dächern aber während Monaten zugeschneit und können die Sonnenstrahlen nicht in Energie umwandeln. Wenn sich die Panels an der Ost- oder der Westfassade des Gebäudes befinden würden, wäre das Problem gelöst. Weil aber die blauschwarz schimmernden Panels optisch selten mit

den Gebäuden und ihrer Umgebung harmonisieren, berücksichtigen viele Architektinnen und Architekten die erneuerbare Energiequelle in ihren Entwürfen gar nicht erst.

Gratwanderung für Technik und Design

«Wir müssen das Potenzial der Photovoltaik besser ausschöpfen», sagt Stephen Wittkopf, Architekt und Dozent am Departement Technik & Architektur der Hochschule Luzern. Dieses Ziel verfolgt er mit Monika Gold, Studienrichtungsleiterin Graphic Design, vom Departement Design & Kunst. Zusammen entwickelten sie ein Konzept, mit dem die Solarflächen bunter und mit verschiedenen Motiven gestaltet werden können. So wollen sie die ästhetischen Vorbehalte der Architekten ausräumen und das Bestücken von Fassaden mit Solarpanels attraktiv machen.

Sie entwarfen gemeinsam mit den Mitarbeiterinnen Anika Rosen und Ran Xu verschiedene Muster für Glasplatten, die als äusserste Fassadenschicht auf die Panels montiert werden. «Dass die Panels blauschwarz sind, macht Sinn. Je dunkler ihre Fläche ist, desto mehr Sonnenlicht absorbiert sie. Und je mehr Sonnenlicht sie absorbiert, desto mehr Strom produ-

ziert sie», erklärt Gold. Das Team optimierte die bunten Panels so weit, dass sie mindestens 80 Prozent der Stromproduktion handelsüblicher blauschwarzer Panels erreichen. «Es war eine Gratwanderung zwischen Ästhetik und Technik, bei der wir uns stets von neuem fragten: Wie viel Farbdichte verträgt es überhaupt?», so Gold.

Fast so effizient wie die üblichen

«Hohe Lichtdurchlässigkeit und bedrucktes Glas stehen normalerweise in Widerspruch zueinander. Wir mussten deshalb die beiden Anforderungen in Einklang bringen», sagt Peter Schaad, Geschäftsführer von Glas Trösch. Die Forschungsarbeiten der Hochschule Luzern interessierten die Firma sehr. Die Mitarbeitenden nahmen die Herausforderung gerne an, gemeinsam mit dem Forschungsteam eine Lösung zu finden. «Es zeigte sich wieder einmal, wie zukunfts-trächtig der Austausch von Fachwissen zwischen Forschenden einer Hochschule und einer Firma ist», so Schaad. Heute liegen sieben Designs mit verschiedenen Farbdichten vor. Sie erreichen Effizienzgrade von 75, 80, 85 und 90 Prozent der Stromproduktion handelsüblicher Panels. Über die Effizienz hinaus war es wichtig,

die ästhetische Wirkung zu berücksichtigen, insbesondere wenn die Photovoltaik an der Fassade angebracht wird. Während sich von Nahem die einzelnen Panels mit ihrem Muster erschliessen, soll der Betrachter aus der Ferne ein stimmiges Gesamtbild über die ganze Fläche sehen.

Praxistest am Gebäude kommt

Der Attraktivitätssteigerung von Solarpanels widmen sich verschiedene Hochschulen. An einer äussersten Fassadenschicht aus Glas, die die Module bedeckt, arbeitet jedoch einzig die Hochschule Luzern. Die Bemühungen der Forschungsabteilungen kommen zur rechten Zeit. Die Energiedirektoren der Kantone haben die kantonalen Mustervorschriften im Energiebereich (MuKE 2014) verabschiedet. Diese werden nun in die kantonalen Gesetzgebungen überführt, um die Energiewende voranzutreiben.

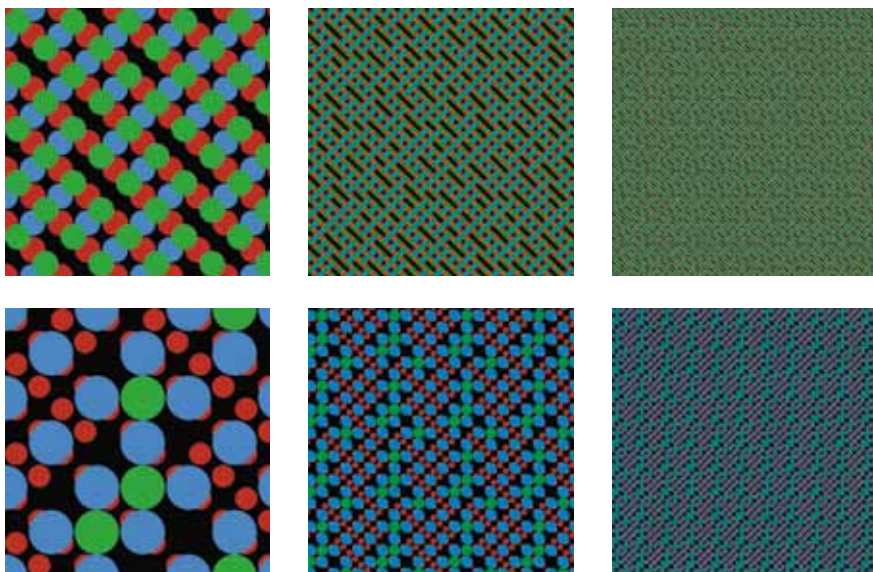
Bei Neubauten wird etwa das «Nahezu-Nullenergiegebäude» eingeführt. Sein Standard liegt zwischen den heutigen Minergie- und Minergie-P-Anforderungen. Ein «Nahezu-Nullenergiegebäude» soll möglichst wenig Energie von aussenstehenden Quellen beziehen, sondern seinen Energiebedarf mit einer eigenen Stromproduktion auf dem Grundstück sowie im oder am Gebäude decken. Für konventionelle Neubauten gilt künftig, dass auch sie einen Teil ihres Strombedarfes selber decken müssen. «Photovoltaik kann dabei eine wichtige Rolle spielen», sagt Wittkopf. In der Schweiz seien heute eine Million Quadratmeter Glasfassaden verbaut. «Wenn da überall Photovoltaik drin wäre!»

Einen Praxistest am Gebäude wird das interdisziplinäre Team noch dieses Jahr realisieren. Eine Zentralschweizer Stiftung, die auf das Forschungsprojekt aufmerksam wurde, stellt ihm dafür eine historische Villa am Vierwaldstättersee für einen Feldversuch zur Verfügung.

Sarah Nigg

Weitere Informationen:

www.hslu.ch/villa-photovoltaik



Je nach Distanz erkennt der Betrachter die Details des Musters oder ein stimmiges Ganzes.

Juni bis Oktober 2015

Alle Veranstaltungen unter: www.hslu.ch/agenda

Hochschule Luzern Technik & Architektur

11.6.2015

Info-Anlass über Weiterbildungen

Informationen über Weiterbildungen in Architektur, Bau, Technik oder Informatik.

Ort: Technikumstr. 21, Horw

Zeit: 18.00–19.30 Uhr

Anmeldung:

wb.technik-architektur@hslu.ch

17.6./15.7./19.8./16.9.2015

Besichtigung iHomeLab

Führungen durch das Forschungslabor für Intelligentes Wohnen. Eintritt frei

Ort: Technikumstr. 21, Horw

Zeit: 17.00–18.00 Uhr

Web: www.hslu.ch/ihomelab

3.7.2015

Ausstellung der Diplomarbeiten

Präsentation der Abschlussarbeiten der Bachelor-Studiengänge Bautechnik, Gebäudetechnik, Informatik, Elektrotechnik und Maschinentechnik sowie des Master-Studiengangs Engineering.

Ort: Technikumstr. 21, Horw

Zeit: 15.00–20.00 Uhr

13.–17.7.2015

TechWeek@hslu

Das Ferienprogramm für 13- bis 15-Jährige gibt Einblick in die Arbeit von Ingenieurinnen und Ingenieuren.

Anmeldeschluss: 1. Juli

Ort: Technikumstr. 21, Horw

Web: www.hslu.ch/techweek

Hochschule Luzern Wirtschaft

3.9.2015

5. Zentralschweizer Wirtschaftsforum

Das Forum vernetzt Wirtschaftsakteure mit der Politik.

Ort: Pilatus

Zeit: 11.30–21.30 Uhr

Web: www.hslu.ch/wirtschaftsforum

7./14./21./28.9.2015

KMU-Forum

Fachveranstaltungen zu Problemen bei der finanziellen Führung von KMU.

Ort: diverse

Zeit: jeweils um 17.15 Uhr

Web: www.hslu.ch/ifz-kmu

9.9.2015

Swiss Treasury Summit

Schweizer Jahrestreffen der Treasurers.

Ort: Grafenauweg 10, Zug

Zeit: 9.00–17.15 Uhr

Web: www.hslu.ch/ifz-konferenzen

29.9.2015

Tourismustag 2015

Networking- und Weiterbildungsanlass der Zentralschweizer Tourismusbranche.

Ort: Seerose, Vitznau

Web: www.hslu.ch/tourismustag

8.10.2015

Wohnungsmarkt Schweiz

Facts und Trends auf dem Schweizer Wohnungsmarkt.

Ort: Grafenauweg 10, Zug

Zeit: 8.45–17.15 Uhr

Web: www.hslu.ch/immobilien

Hochschule Luzern Soziale Arbeit

10.6./16.9./14.10.2015

Info-Veranstaltungen Bachelor Soziale Arbeit

Vorgestellt wird das Bachelor-Studium mit den Studienrichtungen Sozialarbeit, Sozialkultur und Sozialpädagogik.

Ort: Inseliquai 12b, Luzern

Zeit: 17.00–18.45 Uhr

23.6./24.8./30.9.2015

Info-Veranstaltungen Master Soziale Arbeit

Die Studiengangleitung gibt persönlich Auskunft.

Ort: Werftstrasse 1, Luzern

Zeit: 17.00–18.30 Uhr

30.6.2015

Stressmanagement am Arbeitsplatz

Der Fokus in diesem Fachseminar liegt auf der Analyse von Stress auslösenden Umweltreizen und dem Umgang von Ressourcen im Umgang mit potenziellen Stressoren.

Ort: Werftstrasse 1, Luzern

Zeit: 8.45–16.45 Uhr

Web: www.hslu.ch/s170

10.9.2015

Kongress UN-Behinderten- rechtskonvention und Behindertenpolitik

Die Behindertenrechtskonvention der Vereinten Nationen ist seit 2014 in der Schweiz gültig.

Welche Auswirkungen wird sie auf die Behindertenpolitik und die praktische Arbeit mit behinderten Menschen haben?

Ort: Verkehrshaus der Schweiz, Luzern

Zeit: 9.00–17.00 Uhr

Web: www.hslu.ch/kongress-brk

Hochschule Luzern Design & Kunst

13.–28.6.2015

Punktlandung

Abschlussausstellung des Master of Arts in Fine Arts in Ausserschwyz. Vernissage am 13. Juni um 12.30 Uhr in Lachen (Seeplatz) und um 16.30 Uhr in Pfäffikon SZ (Zentrum Staldenbach)

Web: www.punktlandung-ausserschwyz.ch

20.–28.6.2015

Werkschau Design & Kunst

Ausstellung der Bachelor- und Master-Abschlussarbeiten. Vernissage am 19.6., 19.00 Uhr, mit Verleihung des Max von Moos-Preises sowie des Förderpreises Master of Arts in Design der Hochschule Luzern.

Ort: Messe Luzern, Horwerstrasse 87

Web: www.hslu.ch/werkschau



14.10.–1.11.2015

Graphic Design – Views

Ausstellung des Bachelor in Graphic Design. Vernissage am 13.10. um 18.00 Uhr.

Ort: Kunsthalle Luzern

Web: www.hslu.ch/graphic-design

Hochschule Luzern Musik

15.5.–1.7.2015

Master-Abschlusskonzerte

Rund 70 Absolventen/-innen präsentieren ihr Können der Öffentlichkeit.

Web: www.hslu.ch/masterkonzerte

11.6.2015

Big Band-Konzert

Die Big Band der Hochschule Luzern – Musik spielt unter der Leitung von Ed Partyka.

Ort: Jazzkantine Luzern

Zeit: 20.30 Uhr

Web: www.hslu.ch/bigband

20.6.2015

Nächster Halt: Diplom- projekt Musik & Bewegung

Eine abenteuerlich-musikalische Zugreise durch die ganze Welt.

Ort: Broadway, Kriens

Zeit: 20.00 Uhr

23.6.2015

Solistenkonzert

Solisten/-innen der Hochschule Luzern – Musik treten zusammen mit dem Luzerner Sinfonieorchester auf.

Tickets: www.kkl-luzern.ch

Ort: Konzertsaal, KKL Luzern

Zeit: 19.30 Uhr

26.–28.6.2015

New Music Days

Die Veranstaltung des Studios für zeitgenössische Musik bietet ein Podium für herausragende Beiträge aus dem Bereich Contemporary Music Studies der Hochschule Luzern.

Ort: Neubad Luzern,

Bireggstrasse 36

21.9.2015

Eröffnungsevent Hochschule Luzern 2015

Der Start des neuen Studienjahrs an der Hochschule Luzern wird gefeiert. Alle Erstsemestrigen sowie Mitarbeitenden und Gäste dürfen sich auf Kurzfilme, Big Band-Musik und die Verleihung des «Preises der Hochschule Luzern» für eine herausragende Abschlussarbeit freuen. Markus Freitag, Mitbegründer der Freitag lab AG, wird als Gastredner über Unternehmertum und Kreativität berichten. Ort: KKL Luzern. Zeit: 16.30–19.30 Uhr

Lucerne University of
Applied Sciences and Arts

HOCHSCHULE LUZERN

FH Zentralschweiz

Impressum Herausgeberin: Hochschule Luzern, Werftstrasse 4, Postfach 2969, 6002 Luzern **Redaktion Hochschule Luzern:** Sigrild Cariola (Chefredaktorin), Sarah Nigg, Simone Busch, Yvonne Anliker, Daniel von Känel, Ilgin Aydemir **E-Mail:** redaktion-magazin@hslu.ch
Konzept / Realisierung: Infel Corporate Media, Zürich; Simona Stalder (Redaktion), Peter Kruppa (Gestaltung) **Inserate:** Andrea Wiss, Tel. 041 228 40 01, andrea.wiss@hslu.ch **Abo-Bestellung oder -Änderung:** abo-magazin@hslu.ch **Lithos:** ReproscaGroup, Ottenbach **Druck:** Druckerei Odermatt, Dallenwil **Gesamtauflage:** 40'000 Exemplare **Erscheinungsweise:** 3x jährlich
Dieses Magazin ist auf FSC-zertifiziertem Papier aus nachhaltiger Forstwirtschaft gedruckt.



www.facebook.com/hslu.ch



twitter.com/hslu

www.hslu.ch/magazin

Einblicke in die Forschung

Im Jahr 2015 feiert die Akademie der Naturwissenschaften Schweiz (SCNAT) ihr 200-jähriges Bestehen. Die Hochschule Luzern beteiligt sich mit einer Veranstaltung unter dem Titel «Forschung live» an diesem Jubiläum und gibt vom 5. bis 8. August 2015 Einblicke in verschiedene Tätigkeitsgebiete. So wird das Kompetenzzentrum Aerospace Biomedical



Science and Technology im Planetarium des Verkehrshauses Luzern präsent sein. Es stellt u.a. das Projekt «CEMIOS» vor, das sich mit biologischen Prozessen von Zellen im Welt- raum befasst. Studierende bereiten dafür ein Experiment mit Froscheiern vor. Das vollständige Programm findet sich unter: www.hslu.ch/forschung-live

Sichere Daten im Gesundheitswesen

Persönliche medizinische Daten müssen sicher sein. Der zunehmende Kostendruck im Medizinsektor zwingt Leistungserbringende aber dazu, immer mehr Daten immer schneller zu verarbeiten. Eine Konferenz am Departement Informatik der Hochschule Luzern wid-

met sich der Thematik Informationssicherheit im Gesundheitswesen. Die Veranstaltung «Information Security in Health» findet am 23. Juni 2015 in Rotkreuz statt. Weitere Informationen zum Anlass unter: www.hslu.ch/infosec-health

Musiktheater: Arrivals & Departures



Bild der früheren StageLab-Produktion «Monteverdives» im Jahr 2012.

Flughäfen sind Einfallstore für Touristen, Geschäftsleute, Immigranten, Terroristen und Seuchen. Oder Umschlagsplätze für Waren, Drogen, Emotionen. Welche herzerreissenden und dramatischen Abschieds- oder Ankunftsszenen sich zwischen Gate und Wartehalle ab-

spielen, das zeigen Studierende des StageLabs der Hochschule Luzern in ihrer neuesten Aufführung mit dem Titel «Arrivals & Departures». Aufführungen: am 19. September 2015 in Sursee und am 21. September 2015 in Luzern. www.hslu.ch/stagelab



Wettbewerb

Ein Zelt für alle Fälle: Gewinnen Sie ein «Spatz Cabane» im Wert von 590 Franken vom Zelt- und Outdoor-Spezialisten Spatz. Zudem werden zwei Gutscheine à 100 Franken verlost. www.spatz.ch

Beantworten Sie dafür folgende Frage richtig:

Welche Farbe reduziert das Aggressionsverhalten und wird unter anderem in Gefängnissen und Flughäfen eingesetzt?

- a) «Blue Like Ocean»
- b) «Cool Down Pink»
- c) «Feel Green»

Bitte senden Sie die richtige Lösung und Ihre Postadresse an: redaktion-magazin@hslu.ch

Teilnahmeschluss: 11. Juli 2015

Die Gewinner werden per E-Mail benachrichtigt. Über den Wettbewerb wird keine Korrespondenz geführt. Der Rechtsweg ist ausgeschlossen.

Feedback

Möchten Sie

- ein weiteres Exemplar des vorliegenden Magazins bestellen,
- das Magazin nicht mehr erhalten,
- eine Adressänderung bekanntgeben,
- uns Ihre Anregungen und Ihre Kritik übermitteln?

redaktion-magazin@hslu.ch

MIT EINER ECM-LÖSUNG VON LÖWENFELS SIND SIE LANGFRISTIG GUT BERATEN



Löwenfels
Software in neuer Dimension

An **Enterprise Content Management** führt heute kein Weg vorbei. Datenerfassung (Scanning), digitale Abbildung von Geschäftsprozessen (BPM), Dokumentenmanagement (DMS) und revisionsichere Archivierung sind Faktoren für Ihren nachhaltigen Geschäftserfolg.

Massgeschneiderte Lösungen von Löwenfels sind

- **ökonomisch effizient und bauen auf einer Standard-Software auf**
- **individuell angepasst an Ihre Arbeitsprozesse**
- **professionell und bieten höchste Anwenderorientierung**

Holen Sie sich Know-how und Erfahrung

Löwenfels Partner AG berät und unterstützt Sie bei der **Digitalisierung Ihrer Geschäftsprozesse** von der Planung bis zur produktiven Implementierung. Entscheiden Sie sich für einen kompetenten ECM-Anbieter und eine **optimale, massgeschneiderte Integration** in Ihre bestehende Systemlandschaft.



Weitere Information finden Sie unter

www.loewenfels.ch



Löwenfels Partner AG • Maihofstrasse 1 • 6004 Luzern • +41 41 418 44 00 • info@loewenfels.ch

Sie haben Ambitionen, wir die Herausforderung.

www.hhm.ch/stellen

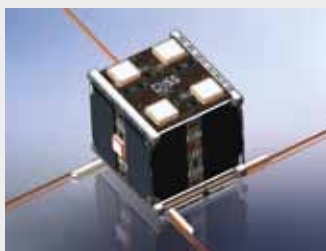


HEFTI. HESS. MARTIGNONI.

Tages-Anzeiger, 21. März 2015

Bodenstation für den Nanosatelliten

Der «Tages-Anzeiger» schreibt über den Nanosatelliten CubETH, der mit Handy-Bauteilen ausgerüstet den Weg zu billigen Raumfahrtexperimenten ebnen soll: *«Während an der ETH die letzten Tests durchgeführt werden, wird an der Hochschule Luzern die Bodenstation für CubETH aufgebaut. Der winzige Satellit, der rund 400 Kilometer hoch am Himmel seine Kreise ziehen wird, sendet*



mit einem ganz schwachen Sender, denn Strom ist knapp an Bord. Entsprechend leistungsfähig müssen die Antennen und Empfänger am Boden sein. Wenn alles klappt, wird man die Signale von CubETH – auf einer Amateurfunkfrequenz – auffangen und weiterverarbeiten können.»

Zürcher Oberländer, 30. April 2015

Alte Stücke zum Tag des Jazz

Der «Zürcher Oberländer» berichtet über den Beitrag der Big Band der Hochschule Luzern im Jazzorama Uster zum Internationalen Tag des Jazz: *«Eigentlich wollte der 2013 verstorbene George Gruntz zeitlebens nur neue Kompositionen spielen. Das Jazzorama blickt trotzdem in die Vergangenheit. Die Big Band der Hochschule Luzern unter Ed Partyka spielt Stücke aus den frühen Jahren der George Gruntz Concert Jazz Band. Bei diesen alten Kompositionen und Arrangements aus den 1970er- und 1980er-Jahren handelt es sich um jene, die dem Publikum lange verwehrt geblieben sind – ein ganz besonderer musikalischer Leckerbissen.»*

SRF online, Kultur kompakt, 10. April 2015

Werbeindustrie noch sehr konservativ

Auf «SRF online» stellt Roland Grieder, Werbeexperte und Dozent an der Hochschule Luzern, 50 Jahre nach der ersten Ausstrahlung eines TV-Spots fest, dass Werbung auch heute noch sehr konservativ funktioniert: *«Wir haben immer noch die Genderbilder, die sich über die ganzen Jahrzehnte gehalten haben. Es verändert sich wenig, insbesondere am Fernsehen. Wenn man eine Waschmaschine verkaufen will, muss es in Verbindung mit Familie stehen. Es muss zu Hause stattfinden. (...) Irgendwann steht die Personenkonstellation fest. Sie bleibt bei Mann und Frau oder Kindern – vielleicht könnte es langsam eine Hinwendung zu neuen Familienformen geben, die jetzt im Entstehen sind.»*

Handelszeitung, 26. März 2015

Hub für Start-ups

Die «Handelszeitung» greift den neuen Hub «smart-up» auf, wo Studierende der Hochschule Luzern an eigenen Geschäftsmodellen arbeiten können: *«Jungunternehmer Manuel Brun schwärmt von der Möglichkeit, das Studium und den Aufbau des eigenen Unternehmens ideal miteinander verknüpfen zu*



können. «Der Hub erlaubt mir jetzt beides – theoretisch und praktisch ein guter Unternehmer zu werden.» Ausserdem schätzt er die Nähe zu anderen Firmengründern und die Aufbruchsstimmung, die durchs Office weht. Die Hochschule Luzern selbst verspricht sich vom Hub spannende Formen interdisziplinärer Zusammenarbeit über die einzelnen Abteilungen hinweg.»

Das Orchester, Ausgabe 4/2015

Gesundheitsmanagement in Orchestern

«Das Orchester» berichtet über das Projekt «Corporate Health in Orchestras»: *«Mit der ganzheitlichen Betrachtung der Musikergesundheit setzt das Schweizer Pilotprojekt Massstäbe. Erstmals wurde im*



deutschsprachigen Raum ein betriebliches Gesundheitsmanagement für ein Orchester entwickelt. Ziel ist es, durch eine Verbesserung der Arbeitsbedingungen das physische und psychische Wohlbefinden der Musiker zu steigern. Monica Basler von der Hochschule Luzern: «Es freut mich als Projektleiterin, dass unser Projekt in der Orchesterwelt rege diskutiert wird.»

Neue Urner Zeitung, 29. April 2015

Kinder fordern die Gemeinde

Die «Neue Urner Zeitung» informiert über die Ergebnisse der Urner Kinderkonferenz der kantonalen Kinder- und Jugendkommission: *«Unter der Leitung von Katharina Prelicz-Huber von der Hochschule Luzern – Soziale Arbeit malten sich die Kinder ihr Traum-Uri und ihre Traumgemeinde aus. Sie fordern Freizeitangebote und bessere ÖV-Verbindungen. Auch die Natur liegt ihnen am Herzen. Ihre Forderungen und Wünsche präsentierten die Kinder direkt dem Urner Gemeindeverband. Die Wünsche der Kinder wurden von den Behörden gut aufgenommen. Sie zeigten sich beeindruckt vom selbstbewussten Auftreten ihrer jungen Gemeindebürger.»*

«Fussball ist eine eigene Sprache»

Laurent Prince absolvierte an der Hochschule Luzern ein Nachdiplom-Studium in Unternehmensführung und Betriebswirtschaft. Der Technische Direktor des Schweizerischen Fussballverbands will den Schweizer Fussball in der Erfolgsspur halten.

Als Laurent Prince mit den Jungs aus der Nachbarschaft seine ersten Tore schoss, ahnte er noch nicht, welchen Platz der Fussball in seinem Leben einnehmen würde. Heute besetzt er eine Schlüsselfunktion beim Schweizerischen Fussballverband. Als Technischer Direktor führt und entwickelt Prince diverse Ressorts vom Breiten- über den Frauen- bis hin zum Spitzenfussball. «Mit meinem Team suche und fördere ich Talente und versuche, mehr Menschen zum Fussball zu bringen», erzählt der 45-Jährige. Auch die Ausbildung von Trainern und Schiedsrichtern gehört in seinen Bereich. Die Freude am Mannschaftssport und sein Ehrgeiz ha-

ben ihn weit gebracht. Letzterer führte den Krienser auch an die Hochschule Luzern, wo er ein Nachdiplom-Studium in Unternehmensführung und Betriebswirtschaft absolvierte. «Ich wollte meinen Horizont erweitern», erklärt Prince. «Was ich über wirtschaftliche Zusammenhänge gelernt habe, hilft mir nun etwa, Zahlen in einem Jahresbericht richtig zu lesen.»

Leidenschaftlicher Trainer Als Fussballer durchlief Prince alle Juniorenstufen beim FC Luzern und trainierte dessen

Nachwuchs. «Es hat mich immer fasziniert, wie junge Spieler unterschiedlicher Herkunft durch den Teamsport in unsere Gesellschaft integriert werden», sagt Prince. Er weiss aus eigener Erfahrung, dass die Nationalmannschaften nur dann Erfolg haben können, wenn auch an der Basis hart gearbeitet wird. Viele Jahre stand er selbst nach der Arbeit als Trainer am Spielfeldrand und trainierte verschiedene Teams. Menschen, die sich ehrenamtlich für den Breitensport einsetzen, beeindruckten ihn: «Das ist Fussball, das ist Leidenschaft. Das Scheinwerferlicht, in dem die grossen Stars stehen, ist nur ein sehr kleiner Teil davon.»

Prince spricht perfekt Deutsch und Französisch. Seine Eltern kamen aus beruflichen Gründen aus dem Jura nach Luzern. Im Gespräch spürt man den Trainer in ihm. Prince wirkt motivierend und ist sehr kommunikativ. Auf seinen Reisen sei er oft mit Leuten in Kontakt gekommen, mit denen er sich sprachlich nicht verständigen konnte. «Überall auf der Welt wird mit einem Ball gekickt. Über Fussball kann man auch mit Händen und Füüssen sprechen. Es ist ein Eisbrecher – eine eigene Sprache.»

Laura Barchi

Zur Person

Laurent Prince (45) wuchs in Kriens (LU) auf. Er arbeitet seit September 2013 beim Schweizerischen Fussballverband. Zuerst als Chef des Ressorts Spitzenfussball, seit dem 1. Februar 2015 ist er Technischer Direktor. Zuvor arbeitete er als Primar- und Sekundarlehrer, war Schulleiter an der Sportschule Kriens und Leiter des Leistungszentrums Nachwuchs des FC Luzern. Prince absolvierte 2001 ein Nachdiplom-Studium in Unternehmensführung und Betriebswirtschaft am Departement Wirtschaft der Hochschule Luzern.



Foto: Priska Ketterer

Wir fördern die Bildung



Wir haben für Lehrpersonen auf unserer neu konzipierten Webseite über 100 aktuelle Apps für den Unterricht zusammengestellt. Die ausgesuchten Apps sind praxiserprobt, bewertet und mit didaktischen Hinweisen und Unterrichtsideen angereichert.

Melden Sie sich kostenlos an und informieren Sie sich unter:

www.dataquest.ch/education/apps

**D A T A
QUEST**

Pilatusstrasse 18
6003 Luzern
Tel. 041 248 50 70



Premium
Reseller



Bei bbv gefällt mir, dass ich Einblicke in verschiedene Firmen und Teams gewinne. Ich lerne unterschiedliche Situationen, Vorgehen und Lösungen kennen und profitiere von erfahrenen Kollegen.

Antoine Hauck
Software-Ingenieur

BEGEISTERUNG

Sie möchten mit Enthusiasmus und Engagement erstklassige Software für unsere Kunden entwickeln und sie mit Ihrem Können und Ihren Erfahrungen beraten? Dann bewerben Sie sich unter www.bbv.ch/karriere.